

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerley Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257561](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257561)

Allerley Neues zu Spaß und Ernst.

Die Griechen.

(Fortsetzung.)

Was hat der Hausfreund vorm Jahr um die Zeit versprochen? Hat er nicht vom Leser geheißt, daß er soll den Kalender von A. 1824 häßlich aufheben und nicht verlieren, dann so wohl er A. 1825 richtig fortfahren und den Alt Pascha von Janina ein wenig umbringen. Und was er verspricht, das hält er gern. Aber ehe wir ihn umbringen, soll er zuerst geboren werden. Jedoch es steht in der Türkey schon deswegen um die Kaufhäuser äbel, weil sie primo nicht taufen und pro secundo ist einer immer alt genug, wenn er soll geköpft werden. Denn er soll im Jahr 1822, wo er ermordet worden ist, 80 Jahr alt gewesen seyn; folglich kann der Leser ein Subtractionsexempel anstellen, um der Sache auf die Spur zu kommen, wenn er nämlich für jeden Sommer richtig ein Jahr nimmt, wie die Türken auch rechnen. Sein Vater war aber Statthalter in Tependelen, welches in Albanien liegt, und starb früh. Was aber ein Nagel werden will, das krümmt sich zeitlich u. so wars dem Knaben nicht schwer, die grausamen und rachsüchtigen Gesinnungen seiner Mutter anzunehmen; gestohlen hat er es also auch nicht. Ja er zog mit ihr in den Krieg, um einen Theil seiner verlorenen Erbthäter wieder zu erobern, und entkam mit genauer Noth in der Stadt Gardaki, wo man ihn aus dem Weg schaffen wollte, und dafür, daß sie seine Mutter gefangen hatten, nahm er später die Stadt ein und ließ alle Einwohner jämmerlich hinrichten. Wie er seine väterlichen Güter wieder hatte, und auch die Tochter eines angesehenen Pascha's, des Ibrahim, zur Frau, so nahm er die feste Stadt Janina weg, und ward von Constantinopel mit der Statthaltertschaft dasselbst beehret, und weil er in Thessalien und

bey den Sultoten, welche meistens auf Bergen wohnen, der Pforte (will sagen der Regierung in Constantinopel) weil er denen nützlich war, so machten sie ihn zum Statthalter in Rumelien. Und so war er durch Menschenblut, die List und den Verrath als Gehälfen, eine Stufe weiter vorgerückt. Wie er aber gegen den Paswan Dglu, den mancher Leser kennen wird, und gegen die Franzosen siegreich gewesen war, da war er stark und fragte nicht mehr viel nach seinem Herrn, dem türkischen Sultan, schickte nur viel Geld nach Constantinopel und trieb sonst, wie er wollte, und galt bey den europäischen Mächten viel, so daß viele, wie England, Rußland, Frankreich, Oesterreich, Geschäftsträger an seinem Hof in Janina hatten; ja Napoleon säugte ihn eine Zeitlang mit der Hoffnung, ihn zum unabhängigen Herrn von Janina, der Pforte zum Aerger, zu erklären. Er sicherte freilich das Land gegen Räuber, er beforderte freilich den Ackerbau und die Handhierungen, und weil sein Land ans Meer stieß, so suchte er die Handlung blühend zu machen. Alles gut; aber das Beste liegt im Herzen und dort lag bei ihm die Absicht, den Vortheil für sich zu behalten, und mit 30,000 Mann Soldaten kann man schon manchen Vortheil ziehen, der einem nicht gehbrt. Also wieder nichts. Und zudem hätte man ihm den Schelmen kaum angesehen, so war er freundlich und artig, und weder sein ruhiges Aug verrieth die rohe Grausamkeit des Herzens, noch sein weißer, langer Bart die Rachsucht der Jugend. Solche Leute häßten als wohl aus der Welt gehen, ohne von ihrem bösen Samen etwas zurück zu lassen. Aber so hatte er zwey Söhne, genannt Beli und Mouktar, die hatens gelernt, Menschenblut zu verachten, von ihm, wie er von seiner Mutter, bis es der Beli einmal zu arg machte und zweyhundert aus Morea, zweyhundert Christen, aufbrachten und ihn in Constantinopel beym Sultan

verfügten. Jetzt wollte der Sultan probiren, ob der Ali noch etwas nach ihm fragte, und schickte dem Veli den Befehl, er soll sich aus Morea packen. Aber der alte Pascha von Janina sagte Nein dazu und somit unterblieb es. Aber jetzt giengs los. Jetzt? Nein, erst im Jahr 1819 sieng man an, oder eigentlich im Jahr 1820, denn die Türken überzeilen sich nicht gern. Der Alte wurde geschlagen und Veli gefangen. Ali zog sich in sein Schloß zurück, verschanzte es tüchtig und ließ die Türken in der Stadt und den Griechen war es fast wohl, daß der graue Tyrann gefallen wär; sie halfen sogar den Türken, welche ihnen allerley versprochen, was sie an Vorrechten unter Ali verloren hatten, und somit passirten die Türken durch die engen Bergwege in Albanien. Kaum aber waren sie durch, so waren die Türken wieder — Türken, das heißt mit andern Worten, Unmenschen ohne ihres Gleichen. Den tapfern Albanesen lochte das Herz bey dieser grausamen Treulosigkeit und sie schlugen sich wieder zum Ali, der sie aufnahm, nur wollten sie einen Theil seines Schätze und er, weil er immer eine Versöhnung mit den Türken, seinen Glaubensgenossen, hoffte, weigerte sich dessen, und die Albanesen trugen sich dem Belagerer von Janina, dem Churschid Pascha an. (Der Leser kann den Namen gut behalten wenn er nur allemal an den Churschid denkt, und er hat ja den Ali auch kurirt, daß ihm kein Zahn mehr weh thut). Also giengen die Albanesen mit ihrem Beistand, so zu sagen, haufiren. Jetzt sah Ali, daß es am Ende sey und stellte eine Wache an den Pulverturm, damit er mit sammt seinen Spähen in die Luft gesprengt wärde, dem Türken und Albanesen zum Vossen. Es gehdrt viel dazu, wenn man so was in seinem 80. Jahre noch kann. Aber sein Weib (nemlich sein rechtmäßiges, denn in der Türkei hat man noch viele nebenher) die Basilika, wollte die Luftfahrt nicht theilen, sondern trug, wie die Albanesen, ihren Beystand dem Churschid an, welcher dann auch dem Ali den höchsten türkischen Schwur, bey seinem Harte und dem Koran, welches ihr Gebetbuch ist, schwören ließ, er wolle ihm am

Leben nichts thun. Das gab dem alten Schlaupkopf die noch schlauere Basilika so saß ein, daß er nichts merkte, und man empfing ihn ganz freundlich und führte ihn in den Pallast, welcher im See bey Janina liegt. Da war er einige Tage ruhig und glaubte das Ding, bis der zweyte Befehlshaber des türkischen Heeres, Mehmed Pascha, auf Anstiften des Churschid, welcher seinen Eid nicht wderlich brechen wollte, ihm einen Besuch abstattete, ihm vorwarf, daß er die Ehre seiner Religion an die Christenbunde verrathen habe, er spie ihm ins Gesicht und schimpfte ihn, bis der alte Ali sich wehrte. Es war der 5. Febr. 1822. Nun aber kamen 26 Menschen auf ein gegebenes Zeichen ins Zimmer und Mehmed erstach den alten Mann. Eine große That. Von allen blieb nur die Basilika am Leben. Den Kopf des Ali ließ der Sultan aufsteden und neben dran schreiben, was er als wüster gethan; aber die Grausamkeit, Rachsucht, Treulosigkeit seines Herzens ließ sich auf keine Tafel malen.

Das war Ali Pascha und er hat nur den Griechen geholfen, um dem Sultan, seinem Herren, zu schaden. Die Griechen aber erschracken doch zum Theil über seinen Fall, denn jetzt konnten die Truppen, welche vor Janina lagen, gegen sie gebraucht werden. Dennoch wurde in aller Ruhe zu derselben Zeit, das heißt im Frühjahr 1822, eine Versammlung für ganz Griechenland von der versammelten Nationalversammlung gegeben, natürlich nur provisorisch und der Leser weiß ja schon, was provisorisch ist. Und auf der See kämpfte der griechische Admiral Tombas mit 70 Segeln gegen die Türken, um zu verhindern, daß man mit der Festung Patras, vor welcher die Griechen lagen, mit Hilfe englischer Handelsleute könnte Lebensmittel verschaffen, und damit der Hunger sie nöthigte, sich zu übergeben. Die Griechen zielten sich tapfer und obgleich die Uebermacht der Türken die Mitte der griechischen Schlachtlinien durchbrach, und die Siegesnachricht nach Constantinopel gebracht wurde, so hatte die Flotte der Türken dennoch einen solchen Schaden erlitten, daß sie nach Alexandrien gehen mußten, um ihn wieder zu ersetzen,

anstatt die Griechen zu verfolgen. Sie waren fast hin vor lauter Siegen.

Unglücklicher gienng es aber auf der schönen, reichen Insel Chios und in der Hauptstadt derselben, dem herrlichen Albali. Denn weil die Bewohner der Insel bis jetzt ziemlich glücklich in ihren Unternehmungen gewesen waren, so dachten sie jetzt: Haben wir Chios, so haben wir gewonnen, und fiengen unter der Hand mit den Ebloten inzugehen an, Boren hin und her zu schicken u. das Volk war im Ganzen recht dafür. Die Ebloten sind aber die Bewohner von Chios, wie die Samioten von Samos, und die Spezioten von Spezzia und die Moreoten von Morea, wie wir sagen Badener und Württemberger; jeder in seiner Art. Dieß, damit der Leser weiß, wer die Samioten und Chiosen sind. Denn die Samioten sammelten ein kleines Heer und zogen unter Goites Schutz und die Brust voll Türkentruß mit 4000 Mann den 12. März des Nachts nach Chios, wo sie den 13. Morgens ankamen, und wer Hüfe hatte zu sitzen von Türken, der stoh in die feste Burg, genannt Turlotburg, wo die Türken viel grobes Geschütz hatten. Ueber dreißig tausend Menschen versammelten sich, um ihre Unterjocher zu schlagen, und richtig zogen alle Griechen, mit Sang und Klang, ihr Kreuz vorangetragen in die Stadt ein und jubelten, es lebe die Freiheit, und Jedermann meinte in der süßen Ahnung der Freiheit, das große Werk der Erlösung für sie sey geschehen. Laut erschallten die Jubelgelänge auf den Bergen und durch die dunkle Nacht hindurch leuchteten über die glatte Meeresfläche, als wie ein Morgen der Auferstehung. Es war die lebte Freude der Chioten; bald sollte es anders werden. Denn der wilde Kapudan Pascha, oder Großadmiral der Türken, bekam Befehl von dem Sultan, um jeden Preis Chios wieder zu erobern, und das war dem Unmenschen Recht; er dörstete nach Gelegenheit zum Christenmorde, und mit ihm noch 15000 Türken auf seiner Flotte, und gegen 50000, welche gegenüber von Chios zu Aschesme sich versammelt hatten. Er erschien, wie ein Würgengel, den 11. April, und sein Zorn wurde noch mehr gereizt, als die Griechen

80 Mann, welche auf einem kleinen Schiffe gestrandet waren, allesamt todt schossen bis auf drey, welche entkamen. Aber dafür mußten die 15,000 voraus und alle Türken aus Aschesme nach, auf die Stadt los, denn Chios hat nur 48 Stund im Fluchtenthal, und man war leider bald an Ort und Stelle, wo auch die Türken, welche in der Turlotburg lagen, einen Ausfall machten — und so waren die armen Griechen zwischen zwei Feuern. Dennoch fielen 5000 Türken. So tapfer haben die Griechen ihre junge Freiheit verteidigt und was nicht mit dem Schwerdt in der Hand fiel, wurde gewürgt, die Kirchen zertrümmert, Greife gemordet, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt, was nicht zu Tode gemartert war; selbst die Erdbber aufgerissen und die Seebeyre verunthet, die angegebene Pardon gebrochen und abermal gemordet. Von 160,000 waren nur wenige tausend noch übrig und man mußte Leute vom festen Lande herüber kommen lassen, um die Leichen ins Meer zu werfen; solch eine reiche Ernte hatte der Kapudan Pascha gehalten und die Flammen der Brandstätten waren den armen Chioten erst die Fackel der Auferstehung.

Psut, daß der Hausfreund so was erzählen muß, da man 1825 schreibt, und ist erst drei Jahre her, daß es geschehen ist; aber schrecklicher noch ist, daß sogar Christen diesen Zug nach Chios geleitet haben und daß man hier und da von der Milde des Kapudan Pascha hat reden wollen.

Er wendet sich mit Abscheu von solchen Auftritten hinweg und erzählt lieber, was Herr Karl Alexander Digeon, der für seinen Herrn, den französischen Geschäftsführer Bourville, auf Chios war, wie der mit Gefahr seines Lebens gegen 1500 Menschen dem schrecklichen Saht der Türken entriß, ihr Leben vom Pascha in Chios losbat und sie acht Tage lang fährerte, denn das Norden dauerte bis zum 20. April fort. Ja er war es, der Generalparden anwirkte, und die Türken haben ihn doch gebrochen und haben sie so wehrlos gemachten Ebloten ermordet.

Aber es folgte der Sünde die Strafe. Denn noch waren die Türken berauscht von ihrer That, als schon zweyhundert Psario

zen, junge Männer voll Muth und Kraft, sich schwuren, den Tod der Gefallenen, ihr Brüder, zu rächen. So segelten sie auf zwei leichten Schiffen an die türkische Flotte, wie Türken verkleidet, bestieten die Brander, welche die Schiffe mit brennbaren Stoffen und Pulver gefüllt sind, an das Schiff des Kapudan Pascha. Freilich schätzte er sich in einen Rachen, um zu entvinnen, aber der brennende Mastbaum seines eigenen Schiffes fiel ihm auf die Brust und unter heftigen Schmerzen starb er am Ufer von Epios, dem Bette, das er sich selber so blutroth gebedt hatte. Neben ihm sprangen die Schiffe, eins nach dem andern, in die Luft, mit 1100 Mann und vielen Engländern. Dafür zogen die 200 Jünglinge nach Ipsara und erzählten den Vätern, was sie gethan, und hörten bald darauf, daß für ihre That abermal 30.000 Weiber und Kinder getödtet worden und viele im Innern der Insel gelegene Dörfer, wo stille friedliche Menschen wohnten, zerstört, die ganze Insel in einen wüßlichen Schutthaufen verwandelt worden seyen. Allein sie dachten in ihrem Herzen: „Der Türke hätte sie doch gefressen, denn der Türke hält kein Wort“, und hatten insofern Recht.

Der Hausfreund ist froh, daß er die schwere Geschichte, Namensschleichen zu erzählen, vom Halse hat; er hätte seinen Lesern lieber was Besseres erzählt, und der edle Digeon und die 200 Ipsarioren freuen einen lang nicht so sehr, als einen die Türken empfinden. Denn die Erfüllung der Pflicht ist dem Menschen natürliches, als ihm ein solcher Auswuchs von Barbarei unnatürlich ist.

Auf dem festen Land in Griechenland giengs besser. Denn Odysseus, Diamant und ihre Genossen schlugen die Türken weidlich, so daß Athen in ihrer Gewalt war, daß Napoli di Romania auf Uebergabe dachte, und eben so mehrere Festungen. Zweimal wurde Churschid Pascha geschlagen und man gedachte an bessere, freiere Zukunft, als es auf einmal hieß: die Türken landen auf Morea, Churschid Pascha bringt auch ein, Athen und Korinth sind auch verloren. Allen sanken die Hände in den Schoos vor Schrecken und man achtete sich für vernichtet. — Es wäre auch so gewesen, denn die

Türken hatten, wieder unter christlicher Leitung, eine Landung auf Morea veranstaltet, und Churschid brang mit 50,000 Türken durch die Engpässe bei Thermopila, wo der Odysseus damals schlecht gehütet haben muß, drang vor bis Korinth, befreite Napoli di Romania. Aber die Nationalversammlung verlor den Kopf und den Muth nicht. Die Griechen trieben die Türken zurück nach Korinth, und bey Apollita hatten Kolokotroni und Niketas, der Türkenfresser, wie sie ihn nennen, sich dem Ali Mahmut Pascha entgegen gestellt, und hatten die Wahl zwischen ehrenvollem Tod und Sieg, oder dem türkischen Zorn mit allen seinen Gräueln. Darum stärkte sich ihr Muth bey der Hitze des Kampfes, und 3000 Türken fielen, mehr wurden gefangen, und auch nicht glimpflich behandelt; mehrere angesehene Türken, wobey der gefährlichste Dram Ali war, deckten die Erde. Das war ein heißer Tag, der 6. und 7. August.

Auf einer andern Seite mußte der Churschid Pascha sich mit dem Odysseus herum schlagen, der nicht mehr als 10,000 Mann hatte, und nach mehreren Tagen hitzigen Kampfes lag der Odysseus oben und die Türken stoben um so leichter davon, da sie 3000 Mann weniger hatten. So hat auch der Kapitän Karaiskakis, Alexakis und Burmaris den Ischarlanisi Ali Pascha bei der Brücke zu Tetarea, so das Kolokotroni und Pietro Bei den Jusuf Pascha geschlagen, und die Sukoren, Markos Bozzaris deckten sich mit Ruhm. Mit Würde aber stand Maurokordatos, der edle Fürst, der Sache seines armen Volkes vor. Der Hausfreund will dem geneigten Leser nicht zumuthen, daß er alle die Namen auswendig behalten soll, von den Griechen sowohl, wie von den Türken. Desio leichter wird er aber den Namen Normann behalten, denn er war ein Württemberger, also des Lesers Landsmann, und war eine kräftige Stütze auf welchen das aus seiner Schwäche aufstehende Griechenland sich lehnte. Er ist gefallen vor Uta. Was hat der Hausfreund gesagt? Vor Uta? Nein, da ist Normann, der Graf, nicht gefallen, sondern bey Petra, den 16ten Juli, wo die europäischen Freunde der Grie-

hen, welche sich zu einem mannhaften Korps gesammelt hatten, ihre Brüder zu unterstützen, da haben diese edeln Menschen eine starke Niederlage erlitten; den Grafen traf ein Prellschuß auf die linke Seite, daß er fast das Leben verlor. Aber von da gieng er nach Missoloungli, wo er den 4. November 1822 an einem Nervenfieber erlag. Das Treffen bey Petta war aber durch die Schuld der Griechen und nicht der Griechenfreunde, oder Philhellenen, wess lieber behalten mag, verlohren. Denn nachdem die Griechen bei Arta geschlagen waren, so blieben noch das Regiment Tarella, das Korps der Griechenfreunde und einige griechische Hauptleute, Kapitano genannt, in der Nähe und warteten darauf, daß die Türken sich auch an sie machen würden. Richtig! Und sie hatten sich so vertheilt, daß sie rechts das Dorf Petta dem Kapitän Sogos mit 300 Mann Griechen zur Vertheidigung anvertrauten, links war der Kapitän Spiro mit 80 Mann und in der Mitte stand das Regiment Tarella und die Philhellenen, und hinter ihnen auf dem Berg stunden 500 Griechen, als zweyte Schlachtordnung. Wie aber der Türk sich ernsthaft an das Dorf machte, so nahm Sogos den Reithaus, und die 500 auf dem Berg auch und ein Paar Kompagnien vom Regiment Tarella auch, die Türken schlichen sich hinten heram und hatten das Regiment Tarella und den Normann mit seinen Philhellenen dazwischen. Sie wehrten sich über eine Stunde und hielten die Türken durch das kleine Gewehrfeuer zurück. Aber leider waren die Türken zu stark und dem Normann wollten seine zwey Kanonen auch nicht mehr recht pariren; von den Deutschen retteten sich acht Mann noch bey Zeiten ins Gebüsch, fünf waren angeschossen. Der Graf erhielt einen Prellschuß und neben ihm sind gefallen der Oberst Dania und Tarella, sieben Kompagniechefs, fünf vom Regiment Tarella und zwey von den Philhellenen, der Adjutant des Grafen Normann, ferner die Philhellenen fast alle und die ganze Mannschaft von Spiro. Dafür sollen die Türken gegen 700 bis 800 Mann Verlust gehabt haben. Es waren aber auch 4000 Türken.

12
Vielleicht ist bey Petta dem geneigten Leser auch ein Vetter oder Bruder oder sonst was gestorben, und von den Wärentenbergern nennt man den Seeger den jüngern, den Dieterlen, Wolf, Eben, Dehlmeyer.

So weit hat nun der Hausfreund pro 1825, was Anno 1822 geschehen ist. Wenn es aber dem Leser recht ist, so will er ihm jetzt noch in der Kürze erzählen, was die Stellvertreter des griechischen Völkchens für eine provisorische Regierungsform gegeben haben. Dieselbe ist unterschrieben von Epibaurus aus, vom 16. Januar 1822, durch den Präsidenten Alexander Maurokordatus, und ihr Hauptinhalt ist folgender:

In Griechenland ist die morgenländische rechtgläubige Kirche die allgemeine; allein jede andere ist gebuldet und hat öffentliche Religionsübung. Jeder geborne Grieche hat gleiches Recht, und ist vor dem Gesetz kein Unterschied zwischen Hoch und Nieder, Arm und Reich. Eben so alle Fremden sind vor dem Gesetz gleich. Würde geht nach Verdienst und die Abgaben sind nach dem Vermögen kraft eines vorher zu erlassenden Gesetzes zu erheben.

Im Land regieren zwey Behörden, eine beratshschlagende und eine vollziehende; beyde wirken mit einander und gilt nicht, was eine für sich thut. Dazu kommen nur geborne Hellenen, die 30 Jahr passirt sind, durch Wahl der einzelnen Bezirke. Alle Deputirten bilden die beratshschlagende Behörde, und an ihrer Spitze steht der Präsident und ein Vicepräsident und eilliche Schreiber. Der Vollziehungsrath wird besonders gewählt und besteht aus fünf Mitgliedern, welche 7 Minister wählen, nämlich des Innern, der Justiz, des Krieges, der Finanzen, des Gewesens, der Kultur, der Polizey. Alle beyde Räte bleiben ein Jahr von ihrer Zusammenberufung bei einander. Was die beratshschlagende Behörde beschließt, theilt der Präsident dem Vollziehungsrath mit, und wenn der es gut heißt, so ist es ein Gesetz und gilt. Sagt der Vollziehungsrath nein, so geht die Sache wieder vornen an, und geht die Sache zum drittenmal nicht, so löst man zum viertenmal bleiben. Krieg und Frieden machen sie auch mit einander bis auf ein paar Tage Waffen-

stillstand, die kann der Vollziehungsrath schon für sich machen. Auch ein Budget und eine Wänzerei soll Statt finden. Nur nicht gleich, weil Alles noch durcheinander ist. Macht der Vollziehungsrath gefährliche Verträge, so setzt der Präsident der beratenden Behörde den Präsidenten des Vollziehungsrathes in Anklagestand, und weist den Schuldigen von seinem Ehrenposten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Keil treibt den andern.

Zwey wunderliche Herren, wovon der eine ein Engländer und der andere sein Landsmann war, hatten jeglicher seine eigenen Ratten, wie das hier zu Land auch wohl geschieht. Weil nun der im obern Stock gar keinen Kärm, auch nicht den geringsten, dauiden wollte, sondern es ärgert ihn, daß er flucht, wenn nur jemand die Thür zuschlug im untern Stock, laut zumacht, oder wenn der Herr drunten seinem Waldmann, seinem Hund, zuruft: Apport ist, oder wenn gar der Herr drunten wieder einmal eine lustige Kompanie bei sich hat, wo sie auch nicht zwischen den Bännen mürmelten und auf die Stühle angehängelt waren. Kurzum der Herr oben ward verdrüsslich und steigt mir nichts, dir nichts, wie eine Gewitterwolke, die Stiege hinunter, unter die Thür und seht: Ist das auch eine Art, sagt er, meint der Herr, ich zahle mein Geld, damit es ausfliehet, als hielt ich ein halb Hundert Segensfüßler, die alle die Drehsucht haben? meint der Herr, ich leid das, halt sich der Herr Hund und Kameraden, so viel ihm beliebt, aber meine leibliche Ruh soll er mir nicht stören. „Nun, nun, Herr Kamerad, dehnt sich der ander Engländer auf seinen Lehnstessel lang ins Zimmer hinein aus, das heiß ich kritisch, was kritisch heißt. Meine Dukaten sind so rund und unbeschnitten, wie Ihre, Herr Kamerad, und wenn Ihnen mein Hund und meine gute Freunde zu viel sind, so sehe sich der Herr nach einem andern Quartier um, ich krieg wieder so Katzen, vielleicht! und werd sie auch wieder los. Damit Sie sich gefaßt halten, morgen prell

ich einen Fuchs und damit basta. Mons Waldmann, ferm la port.“ Ferm la port heißt ober, macht die Thür zu. Und also springt der Hund an die Thür und macht sie dem obrern Herrn vor der Nase zu. Wart, du grober Gesell und dich krieg ich, sagt der andere, nach der kurzen Audiens, vor der Thür, und du mußt doch um gut Wetter bitten. Prell du nur deinen Fuchs, ich will dich wieder prellen.

Also stieg er hinauf laubrummend die donnernde Treppe. Der untere Herr aber kauft einen Fuchs und lud seine Freunde ein, als hätte er was rechtes vor und marterte das arme Thier zu todt. Von dem Klessen der Hunde, von dem Geschrei des Gepeinigten, vom Hehen und Schreyen der übrigen Herrn Kameraden eridnie das ganze Haus, daß sich die Buben von der Strafe sammelten und einander auf die Schulter saßen, um ins Fenster hinein zu sehen. „Und morgen prell ich wieder einen Fuchs,“ rief der untere dem obrern zu. Da ließ der obere den Schreiner kommen und Bretter queer über die Schwelle an der Thür hinauf inwendig annageln, die Thüre gieng aber auswärts, und ließ den Blechner kommen und ließ die Spalten mit Blech überziehen, und ließ einen Fuhrmann mit einem Faß kommen, der mußte Wasser fahren und ins Zimmer mit Kübeln ausleseren. Auch ein Fischer brachte ihm einen lebendigen Hecht. Den setzt er in das Zimmer, und sich in einen Kahn mit einer langen Angel und fischte nach dem Hecht. Dem Wasser ward vielleicht die Zeit im obern Stock zu lang und es schlupfte durch die Ritzen und Spaltlein, durch die Wände hinab, und wie der erste Tropfe dem untern Herrn auf die Nase fiel, da fluchte er nach Junstgebrauch. „Was Gukufs ist das?“ Aber wie er auswärts schaut, da stund eine wahre Sündfluth an der Decke und es tropfte immer stärker, an den Wänden rann es gewaltig herunter. Er eilte also spornstreichs zum Zimmer hinaus, reißt die Thür vom Herrn Kameraden auf und „Was Teufels treibt ihr, Herr Kamerad? Seyd ihr besessen?“ Nein, antwortet der, ich fische, ich fang da einen Hecht. „Ja, meint denn der Herr, ich zahle mein Geld umsonst? oder damit es ausfliehet, als

Der Bockshandel.

wäre mein Zimmer der Berg Ararat und der Herr Kamerad der Noach?" — Ihr seyd kritisch, was kritisch heißt — still, der Hecht will anbeißen — a, was kritisch heißt. Meine Dukaten sind so rund und unbeschnitten, wie die eurigen und wenn euch meine Fischerey nicht gefällt, so sucht ihr ein anderes Quartier, so Raugen, wie ihr seyd, werd ich auch los. Ich stöße Sie zum Haus hinaus. Der Narr versteht jetzt doch auch keinen Spaß, denkt der andere, und, wißt ihr was, Herr Kamerad, sagt er, es kommt mir auf einen Fuchs auch nicht an, wenn ihr wollt." Gut, sagt der obere Herr, und segelt mit seinem Kahn gegen die Stubenthür zu, mir auch nicht auf einen Hecht. Wenn ihr genug gepreßt habt, so hab ich Euch auch genug, nämlich gefischt.

Und drauf so stieg der Fischer aus dem Kahn in den Gang, gab dem Fäger die Hand und hat keiner mehr gefischt und keines mehr gejagt, sondern ließen sich ungeschoren. Wenn alsdann der Waldmann wieder bellte, oder der Wind oder sonst Jemand schlug die Thür zu, so dachte der obere: Es ist nicht der Mühe werth, daß ich ihn wieder kaufe, und wurde nachsichtiger. Oder wenn der Hund oder die guten Freunde beim untern zu laut wurden, so sagte der untere: Ruhig, sonst kriegen wir den da oben wieder auf den Hals; der ist mit allen Hunden gehebt. Und war stiller und friedlicher.

Merke: Nicht alle Leute bringt man mit Raision zur Raision. Narren muß man mit Kolben laufen.

Verbesserung.

Sieht ein Bählein an seines Vaters Mund ein wenig Unflath und ruft über den Tisch weg, so recht laut und unartig: „Vater, Ihr habt Dreck an der Gosh.“ Da stoßt ihn das Bräderle mit dem Ellenbogen und sagt: Du hast ihm jetzt gesteckt! Wer wird denn zu des Vaters Käfel Gosh sagen.

Wahr ist's, die Juden haben scharfe Augen, scharf wie die Falken, wie die Lurze, oder sonst so friedliche Geschöpfe, und was der Jud vom Got beschummelt wird, will nicht viel heißen, wohl aber, was der Got vom Jud. Aber einmal bey einem Bock, da giengs doch anderst. Denn wie der Schmuck eben am Haus vorbevgieng und wedelt mit der Reitgerit im Sande, oder wählt im Sinn in einem reichen Proffit herum, und singt halblaut dazu, fast immer in einerley Ton, da ruft ihm der Löwenwirth zu „Schmuel.“ Was gibst? dreht sich der Jud um u. bleibt stehen. „Brauchst du keinen Stallbock, Hebräer?“ Ist er schön und wie theuer? „Zwölff Gulden, aufs genaueste,“ antwortete der Löwenwirth. Zudiel, ruf der Schmuel, das ist zu viel; thuts nicht die Höiste, nicht neun Gulden? Kein Pfennig geht ab, kein vorher Heller. Ihr Juden meint, ihr thansets mit unser einem machen, wie wir mit euch! So gehts aber nicht. Um keinen Heller geb' ich ihn wohlfeiler. Und wißt ihr was, ich brauche ein Paar neue Hosen; für die Haut geb' ich euch acht Gulden, denn die behalt ich für mich.“ Jetzt wendet sich der Jud ganz um, geht ans Fenster, schlägt ein und wedelt weiter. Wenn ich wieder komme, so hol ich den Stallbock ab, sagt er. Und als er zurück kommt, so rechnet er wieder von weitem: Zwölff Gulden geb ich für den Bock, acht Gulden zahlt mir der Löwenwirth für die Haut, bleibt Rest vier Gulden, so hoch kommt mich der Bock, und wenn er noch so schlecht ist, löß ich sechs Gulden aus dem Rest, sie sind heuer nicht wohlfeil und ich weiß gleich einen Käufer dazu; der alte Sonnenwirth verkaufst gleich für Kalbfleisch, wess ihm dafür ist. Insofern wars Proffische gemacht. Und wie denn hinkommt, so gehn sie mit einander, er und der Löwenwirth hintere in den Stall und der Löwenwirth ruft dem Knecht: Florentin, bring den Stallbock da heraus. „So, sagt der Jud, das muß ein zarter junger Herr seyn, daß man ihn tragen muß; ist er auch schon auf der Hochschule gewesen, daß er ein bißchen den guten Ton weiß?“ D, sagt der Löwen.



wirth, es wäre nicht der erste Bock, den man tragen müßte, weil er zu zart ist etwas lernen zu wollen, und zu jung, um etwas lernen zu können; und doch muß man ihn tragen.

Ep, Herr Bienenwirth, ist er so jung? fragt der Schmel. Ja er ist erst vier Wochen alt und die Bein sind ihm fast zu schwach, antwortet der Bienenwirth.

Was? erblickte der Hebräer in seinen Hals und ein kalter Schreck hemmte seine Lunge; er konnte nicht reden, bis der Stallbock auf dem Arm des Knechtes ihn anmederte. Und das Thierlich soll zwölf Gulden kosten? das Dingelche da? ruft er in der Desperation. „Laut unseres Kontraktes, wie du dich wohl erinnerst und ich kann dir durch andere ins Gedächtniß wieder aufweisen lassen, welche es gebirt haben; besinne dich nicht lang und zahl mir zwölf Gulden.“ Da zählte ihm der Hebräer mit halbnassen Augen hin und da er dem Bienenwirth die Haut zurückbrachte, alles laut dem Alford, da gab er ihm acht Gulden zurück, auch laut dem Alford, denn so war es ja bedungen, und es waren zu viel Zeugen da, als daß man sie alle hätte können wegbaizen. So mit drey oder vier hätte es der Schmel allenfalls noch aufgenommen.

Merke: Sonst kostet so ein Bocklein zwölf Bagen.

Zur Uebung für Schulkinder.

Folgendes Zeugniß für eine Dienstmagd hat der Hausfreund in Original aufgegabelt und er theilt es zur Uebung in der Rechtschreibung für die Kinder mit, so viel ihrer drunter sind, die Abgte werden wollen. Denn unten dran steht: Bogt so und so, auf Stempelpapier und mit dem Drißsiegel, welches aussieht, wie wenn man eine Brezzel in der Mitte auf einen Stock stellt, und das

Datum lautet vom neunzehnten September 1816. Es lautet aber wie folgt:

Ich bezeuge und Bekenne das zu mir Kommen und Erschienen ist der Viktoria unster ihre Vatter Burger und Einwohner ablie, in Uebung zu Bernämen in welcher Gestalt er für seine Tochter Viktoria unster in Vorsibenten Nothen, ihres bei Abhiesiger Burgerschaft wohl Verhaltens Schriftlichen Schein Betbüftig derowägen soll ich ihr die Aelbe Wahrheit Mittheilen mich Bitterlich angelanget, und mein Begären mir Abzuschlagen Keine Ubrsach haben werde, Als Attestire und Bezeige ich hienitt in Kraft dieses Priefes das die obgenannte Witt Burgers Tochter Viktoria Unster in sich die Zeit über, da sie in Häufiger Bürger Pflicht Gestanten und Begräßen Gewesen, Aufrichtig Ehrlich reitlich als wie es einer Bürgers Tochter zu Stehet, Wohl Verhalten da sie Schon bey Mehrere in Dienste Gestande sey, und noch nimal Keine Klage Angelommen wahre, und sich sowohl bey Geistliche als Welliche Obrigkeit mit ihrem Wohlverhalten Begnügen Lassen, Worüber Es der Driß Vorstant attestirt mit dem Driß Siegel.

B. den 19. September 1816.

Bogt
N. N.

Sonst wär kein Schreibfehler drinn. Und jetzt kann es der Herr Schullehrer an die Tafel schreiben und der Oberste in der ersten Bank soll gleich herauskommen und soll, wie bey'm Schreibenschießen, überall einen Strich hlnmachen, wo ein Bock geschossen worden ist.

Der Italiener in einem teutschen Bad.

Ein Italiener, der das Podagra hatte, reiste nach Deutschland, um die dasigen Bäder

ber zu besuchen. Vielleicht werden die eher mit meinem Feind fertig, als die Italienschen, denkt er.

Bei dem ersten Bad, das er nahm, rief er dem Badmeister zu: caldo. Also ließ der Badmeister noch mehr warmes Wasser hinein laufen zu dem Italiener, denn er meinte, der Italiener habe „kalt“ sagen wollen. Caldo heißt aber: warm, heiß, im Italienschen. Nicht kalt.

Der geneigte Leser lernt jetzt auch noch Italienisch. Der Hausfreund thut's nicht anberst. Aber wohlgemerkt! nur seinen geneigten Lesern erklärt er so etwas. Sonst ist niemand so wohl dran.

Der Italiener aber, als das Bad immer heißer wurde, schrie Zetter Nordio: Caldo, Caldo, Caldo.

Na! brummt der Badmeister, jetzt sag ich nichts mehr, wenn der noch über Kälte klagen kann. Wenn der noch über Kälte klagen kann, sagie er, so muß er von Eisen und Stahl sehn, und damit läßt er einen vollen Strom heißes Wasser hineinschießen, zu dem Italiener mit seinem Bodengramm, (wie es hie und da unrichtig ausgesprochen wird) so daß der Italiener seine letzten Kräfte zusammen rafft und retirirt halb verbrüht aus dem Badkasten heraus, so schnell er konnte, und hat nachher versichert, daß er sein Podagra nicht mehr in einem teutschen Bad kuri- en wollte. Da müßte man ja sein Leben geopfert haben, sagt er.

Der Heirathslustige.

Ein Mann, der eine etwas übertriebene Vorstellung davon hatte, wie herrlich es überhaupt seyn müsse, wenn man eine Frau nehme, gienz eines Tages zu Amt.

Als der Amtmann ihn fragte: „was habt ihr gewollt?“

„Ich weiß nicht ich,“ sagte der Mann und guckt auf den Boden und kratzt ein wenig hinter dem linken Ohr, weils so der Brauch ist, „ich weiß nicht ich, ich mein' ich woll heirathen,“ und schaut dabey den Amtmann schnell an.

„So! sagt der Amtmann, und?“

„Aber,“ sagte der Mann weiter, „ich weiß nicht ich, ich mein' ich woll gleich zwey Weiber nehmen.“

Da erstaunte sich der Amtmann höchlich. „Wie,“ sagt er, „zwey Weiber? Hat er so viel Herz, Michel? Bedenk' ers doch genau. Das ist kein Gespaß.“

„Ja,“ sagt der Michel, und lacht überlaut, daß die Fenster zittern, „ich wills probiren.“

„Wenn er sie erhalten kann,“ sagt der Amtmann, „die 2 Weiber, so will ich ihm die Erlaubniß dazu geben.“ — (Es ist aber schon lang, man redt nur davon.)

Nach 5 Wochen oder etwas kommt der Michel wieder zu Amt. „Wer sehd ihr?“ fragt der Amtmann.

„Ich bin der und der,“ gibt der Michel zur Antwort. „Ah so!“ sagt der Amtmann, ich hätt euch fast nicht gekannt. Aber was macht ihr denn, Michel! ihr seht ja misserabel aus. Was fehlt euch?“

„Sie machen mirs auch darnach dabeim“ sagt der Michel in kleinmüthiger Stimme, hat er gesagt, sagt er: „Meine 2 Weiber! dießmal hab ich's beym rechten Trumm verwircht. Die eine will häst, die andere will hott. Ich weiß gar nicht mehr, was ich anfangen soll!“

„Dessentwegen hab ich mich befragen wollen, ob man nicht auch eine halbe Frau haben könne? Ich will damit vorlieb nehmen.“

So! sagt der Amtmann, das hab ich mir eingebildet. Hab ich ihm nicht gesagt,

das ist kein Gespaß? Ich weiß es wohl.

Ein Amt und zwey Titel.

Wenn der Herr Oberamtmann zu Holzschhausen eine halbe Stunde vor dem Amt, nämlich Nachmittags um halb zwey Uhr, im Wägen das fünfte Schöpflein bis auf das Punkium oder letzte Gläßein den Ästen begefügt hat: dann ziehen sich nach und nach immer mächtigere Falten wie Gewitterwolken auf der kahlen Stirne zusammen und unter ihr starren die aufgedunsenen Augen durch das Kupferroth des übrigen Gesichtes so schrecklich hervor, daß des Herrn Aktuarius Federkraft Wohlgeboren in nicht geringer Angst auf Ihrem gegenüber stehenden Stuhle hin und her zuden, ob nicht etwa das bevorstehende Gewitter über Wohlieselben wegziehen möchte. Plötzlich erhebt sich dann der Herr Prinzipal, tritt ans Fenster, wirft ein paar zornige Blicke vom dritten Stock herab auf die gegenüber vor dem Amtshause stehenden Amtsangehörigen, die bey jedem Uhrenschlag furchtsamer ihre Augen in die drohende Höhe richten und sich da unter einander, wie bey dem Anblick eines Kometen, zum voraus Unheil prophezeien. In so einem verworfenen Tag war es auch, als der äbelhörige Weginspektor von Wüsteneck mit eilichen aufgebrauchten Zeugen vor dem Amtshause warteten und sich mit ihnen über seine Vertheiligung unterredeten. Er war nämlich auf Montag den 24. März 1825 vorgeladen, um sich über die vor zwey Jahren gegen ihn gemachte Anzeige zu verantworten, daß mitten im Dorf eine leere Schafe bis an den Kasten versunken und dabey ein Pferd im Roth erstickt sey. Der Weginspektor seinerseits nun wollte durch Zeugen darthun, daß der fremde Fuhrmann an seinem Unglück selbst Schuld sey. Denn auf den Wegen zu Wüsteneck könne man, wenn es nur ein wenig anhaltend trocken sey, ohne Gefahr reiten und fahren; nur wenn

oben nasse Witterung eintrete, so weiche dann halt natürlich die Wegbesserung auf. Aber alles im Drei wisse das und rißte sich darnach, und sey bey Mannsdörfen noch keinem Bürger ein Unglück passiert. Der fremde Fuhrmann sey also selbst schuld, er hätte sollen fragen, oder noch zu rechter Zeit umkehren.“

„Ja, erwiderte einer der Zeugen, und wir lassen uns unsern Weg nicht nehmen. Wir sind in der ganzen Gegend damit berühmte; denn die Sundeischen würden unser Dorf in den neunziger Jahren anderst mitgenommen haben, wenn der Weg nicht gewesen wäre. Im ganzen Dorf sey aber damals kein Schuß gefallen; denn ihren sechs Bulentär seyen auch bey'm Unweiter gleich neben des alten Vogts Mistgruben passabel in die Untiefe gerathen, so daß man nichts mehr als Köpfe und in die Höhe gerichtete Zöpfe sah und ein gräßliches Maudie Futter horte, worauf die ganze Armee vor dem Dorf wieder umkehrte.“

„Ja, fiel ein Dritter ein, sieh mich's Weiter, und wenn einer hinten oder vornen im Jahr hier im Städtle auf der Gasse umfiel; so brauchte er auch kein weißes Hemd anzuziehen, um bey'm Aufstehen zeigen zu können, daß er gefallen sey. Kurzum, wir wollen heut teufsch mit unserm Herr Oberamtmann reden.“

Endlich macht der Amtsdienner der vorbeireitenden Beratung ein Ende und winkt zum Eintritt in die Amtsstube. „Wer seyd ihr?“ donnert dem Weginspektor entgegen der Oberamtmann, der ihn wohl kannte, und bey dessen Anblick ihm die Einbildungskraft in Anbetracht seiner gegen Abend gewöhnlich sehr unhaltbaren Fäße das Furchtbare des Wüstenecker Weges noch mehr vorspiegelte — „Herr Oberamtmann, erwiderte der Weginspektor — ich bin der Weginspektor von Wüsteneck, und strich sich dabey selbstgefällig die Haare in Ordnung. — Ein Dreckinspektor seyd ihr, und kein Weginspektor, fuhr der Oberamtmann heraus, und — Amtsdienner, fort mit ihm ins Käfig, bis ich — Ja, g'strenger Herr Oberamtmann, entgeg-

nete der Weg-Inspektor, ich und die Bürger da wollen es eidllich arrestiren, daß der fremde Fuhrmann — was Arrestiren? (Schrie der Oberamtmann noch erbitterter, Amtsdieners! Thu er seine Schuldigkeit. Da hatte das erste Verhör ein Ende und der Weginspektor spazierte sofort einen neuen Weg, auf dem man das ganze Jahr keinen nassen Fuß macht; die Zeugen aber rieben sich vor der Thür draus froh die Hände, daß sie wieder unangefochten ihren alten Weg Wästened zu gehen durften. Welt ausserhalb des ehemaligen Thores thaute endlich der Lustigste unter ihnen, ein Schneider, so geschwind wie halbstudirt, wieder auf und nachdem er sich zuerst noch einmal umgesehen, ob ihnen nicht etwa doch vielleicht der Amtsdieners auch auf der Spur sey, sagte er zu seinen Begleitern: „Unser Wegmeister hat bey der heutigen Af- für doch etwas profitirt. Er hat zu einem Amt zwey Titel bekommen.“ Nachschrift: Der Hausfreund hat indessen die Nachricht erhalten, auf dieses Ereigniß und strenge Verfahren baue man die gegründete Hoffnung, daß es doch demaleinst in Wästened mit dem Wege besser werden könnte.

glengs verlehrt, denn sonst kommts von Redensarten zu Ellenbogen, endlich zu Fäusten und Stuhlbeinern, dießmal kam von Ellenbogen zu Redensarten. Aber nicht viel. Sondern der Eine sagt zum andern: Herr, wenn Sie mir meine Ellenbogen noch einmal in- kommodiren, so laße ich Ihnen von meinen Leuten hundert Prügel geben. Sparen Sie diese Mühe; wissen Sie was, sagte der andere ganz höflich, wenn Sie meine Rippen noch einmal heimsuchen, so kommen Sie gefälligst mit mir vor das Kommodiren; dort will ich sie Ihnen selber auszahlen, weil mir ein Bedienter abgeht. Es soll mich aber die Mühe nicht verbrießen. Also ließ der seine Ellenbogen sinken, wie er sah, daß ers mit einem besonnenen Menschen zu thun hat.

Wohlfeile Art zu reisen.

Es erzählt einer von seinen Reisen und was er gesehen und auch so was er nicht ge- sehen, z. E. von der großen Baßgeige in Berlin, welche einen Bauch habe, wie ein Kriegsschiff und der Fiedelbogen wie durch Flaschenzüge gestrichen, jeder Zapfen sey eine dreyjährige Eiche und den Takt schrieß man mit Kanonen dazu; die Musikanten aber haben an jedem Aug ein Fernglas, um die Noten zu sehen, und was dergleichen Wahr- scheinlichkeiten noch mehr sind, so sagt einer: „Aber guter Freund, sagt er, da müßt Ihr ja Noß und Kamisol zu einem großen Vermögen verreisst haben, wenn das ist.“ Ja, was das anbelangt, so muß ich sie nur ver- stehen, daß ich gar kein Geld und keine Un- terstützung gehabt, auf allen meinen Reisen, sagt er, ich bin so mit meinem Witz und Verstand fortgekommen. Verstehen Sie das, guter Freund! So mit meinem Witz und Verstand. — Der Teufel, sagt der andere, ist begreiflich, warum Sie so wohlfeil angekommen sind.

Höfliche Hand geht durchs ganze Land.

So stund einer in der Komödie und der war nicht höflich, sondern stemmt die Arme in die Seiten, wie ein Becklein beim Zuckerbäcker, und macht sich Platz, mir nichts, dir nichts. Ein anderer aber, dem die Ellenbogen in der Seite kitzelten, der sagte zu ihm: „Herr, wenn ihr eure Ellenbogen in die Seiten stemmen wolltet, statt der Fäuste, so würde es einen bey der Hitze nicht so in- kommodiren,“ und stellt sich so, daß ihm der Ellenbogen hinter dem Rücken herumgeht, und denkt: hinten kanns nichts schaden. Der erste aber nicht faul, stemmt sich wieder mit dem Ellenbogen vor, dem andern gerade in die obere Rippen, daß der ihm einen auf- gibt, der andere gibt ihm wieder einen. Jetzt

Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden.

(Mit einer Abbildung.)

Das sagt der Hausfreund deswegen, weil er vom Jahr um die Zeit seinen Lesern versprochen hat, er wolle ihnen etwas vorerzählen vom Konradin und seinem Freund Friedrich, insofern sich der Leser brav halten wollte und wollte den ferndigen Kalender nicht verlieren. Des dankt der Hausfreund und fängt an. Er thut es aber doch ungern, das Unglück zweyer Jünglinge zu erzählen, die weil der Konradin achtzehn Jahr und der Friedrich zwanzig war. Wer redete auch gern vom Unglück so jungen Blutes und edel waren sie. Drum hat der Konradin fast alles verloren nach seines Vaters des Konrads des Vierten Tod, und er lebte bey seinem Oheim, dem Herzog Ludwlg von Bayern, der auch nicht viel umsonst that, sondern eine Schirmvogtey, eine Grafschaft, ein Gütlein nach dem andern dem Konradin abnahm, den Rest nahm ihm der ausländische teutsche Kaiser Richard, ein Engländer, und der Pabst — dem war es recht, daß das Hohenstaufische Haus ganz arm würde und wo möglich zu Grunde gieng. Er hat es auch dazu gebracht, denn Konradin war der letzte Sprößling. Und mit ihm wohnte am bayerischen Hofe Friedrich, der Sohn vom Markgrafen Hermann dem Sechsten. Sein Vater, der Markgraf, hatte die Gertrud, die Erbin des Herzogthums Oesterreich, geheirathet, und er war der Sohn davon; aber der König von Böhmen, der böse Ditoka, hintertrieb es immerfort und gedachte Oesterreich für sich zu behalten und auch das sahe der Pabst nicht ungern. wenigstens hatte er nichts dagegen. Somit was die Blutsfreundschaft bey Konradin und Friedrich nicht that das that gemeinschaftliches Unglück und man schreckt sich gern an die, welche einerley Schicksal mit uns haben. Verwandt waren sie aber von Seiten der Mg es, einer Tochter von Kaiser Heinrich dem Vierten, als welche ihre gemeinschaftliche Großmutter gewesen war. Konradin war aber immer ärmer und ärmer, daß, wie zuletzt seine Mutter Elisabeth ihre Hand dem Grafen Mainhard von Görz und Tyrol als

Frau geben mußte, so lebte er mit einem kleinen Gefolge zu Ravensburg und in den kleinen Städten am Bodensee und mußte geduldig zuhören, wie das Volk, so die Fischer und Hirten und die Bänkelsänger das Unglück seines Hauses besangen. Wie meint ihr, daß ihm dann das Herz brach? Aber auch wie meint ihr, daß es ihm damals geworden sey, wie Italiäner kamen, mit Geld und Versprechungen, er sollte kommen und sein Reich dem Pabste und andern wieder abholen? Die andern aber das was ein gewisser Herzog Karl aus Frankreich, den hatte der Pabst aufgefordert, er soll nach Italien kommen und sollte dem Vatersbruder des Konradin, dem Manfredus Neapel und Sicilien wieder abnehmen, welcher es mit gewappneter Hand abgenommen und versprochen hatte, nach seinem Absterben soll es Konradin wieder haben. Der Manfred war freundlich und liebreich, und der Herzog Karl aber grausam und herrisch, um so mehr, da die Italiäner dem Manfredus noch anhiengen. Ein freundlicher Herr vergißt sich nicht leicht, besonders wenn ein ungeschlachter darauf kommt, wie der Franzos war. Daran aber hatte nicht das ganze italiänische Volk durchaus Mißfallen, sondern war das Reich in zwey Partheien geschnitten, die hießen die Welfen und Sibellinen oder Wailinger, vielleicht von der Stadt Wailingen, wie man sagt, vielleicht auch nicht. Die Sibellinen aber waren auf der Seite der Hohenstaufischen oder Schwäbischen Kaiser. Deswegen so kamen sie und sagten zum Konradin: Früher, sagten sie, warst du uns zu jung und wir wollten uns von keinem Knaben regieren lassen, jetzt wirst du altgemach manndast und stark, so komm, wir setzen dich in deine Rechte ein. Ohnehin hilfst uns der Bruder des Königs Alphonfus von Aragonien, der ist Senator in Rom und ist auch vom Franzosen um sein gut Geld betrogen worden und hält ihn gern wieder vom Hals. Der macht uns den Weg offen durch Italien, der Pabst mag jetzt wolle oder nicht. Dazu bräch en wir gleich 100,000 Goldgulden mit So sprachen die Gesandten. Wem leuchtet so was nicht ein, wenn man erst sechszehn oder siebenzehn Jahre hat und möchte gern das Erbe seiner Väter und lebt in tiefer Noth?

100,000 Goldgulden hatte der gute Konradin schon lange nicht mehr auf einem Haufen gesehen. Doch war er gut gezogen am bayerischen Hof und wollte es nicht so auf eigene Faust hin wagen, sondern er berief seine Oheim den Ludwig und Friedrich von Bayern und wer sonst noch Freund seines Hauses war. Allen war es recht, nur die Mutter Elisabeth, der lag es schwer auf dem Herzen, daß ihr einziges Kind, der zarte Knabe, einen Feldzug gegen den Pabst und ins Weisland machen sollte. Sie wollte lange nicht. Allein welche Mutter sieht gern ihren einzigen Sohn im Unglück? Mutterliebe siegte über Mutterliebe, so die Hoffnung über bittere Ahnung — sie ließ ihn ziehen. Bis Verona, welches in Oberitalien liegt, hatten ihn seine Oheim, sein Stiefvater und viele adeliche Herren geleitet, dort aber sagten sie ihm lebend, wünschten ihm viel Glück und zogen heim. Bey ihm blieben 3000 Ritter, und rüsteten sich und wie sie in wohlgerüstetem Zuge gegen Rom marschirten, da sah der heilige Vater von seinem Schlosse bey Viterbo zu und soll gesagt haben: „Diese Jünglinge gehen wie Schaafte zur Schlachtbank und ihr Unternehmen wird vergehen, wie ein Rauch.“

Alein so schien es dem Konradin und Friedrich nicht, weil die Sibyllinen ungeheure Massen herbeygeführt hatten, an Spaniern und Italiänern. Freylich rüstete sich auch König Karl von Neapel und Sicilien, so nannte er sich, der frühere französische Herzog und begegnete dem heranrückenden Konradin und Friedrich bey einem Flüglein, Alba genannt, in der Valentinschen Ebene. Es war am Morgen des drey und zwanzigsten Augusts im Jahr 1268, als Konradin seine Spanier und Italiener vorn hinstellte, Karl seine Landsleute die Provenzalen, im Hintergrund stand Karl mit achthundert auserlesenen Reitern, und eben so Konradin mit Friedrich. Die Heerpauken und Trompeten erschallten, die Italiäner und Spanier greiffen an u. saßen mit solcher Wuth über die Provenzalen her, daß diese zurück weichen. Ja, Heinrich von Consonz, welchem Karl seine eigene Rüstung

angezogen hatte, wurde erschlagen, und weil die Franzosen glaubten, der König sey gefallen, so nahmen sie all in größter Unordnung Neißaus. Weil nun das Herz Konradins meinte bößlig Sieger zu seyn, so zerstreute es sich auf die schöne, glänzende Beure. Da stürzte mit einmal Karl sammt seinen Reitern auf die Sichern aus dem Hinterhalt hervor, und über die Leichen der Erschlagenen hinweg gerade auf Konradin los. Der war entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren; doch rietzen seine Freunde davon, sein junges Leben sey theuer für die Seinigen, theuer für die Sibyllinen, welche in ihm ihren rechtmäßigen Kaiser hofften; schnelle Flucht würde ihn vor schmachlicher Gefangenschaft retten. Samt besiegten Friedrich und Konradin ihre Rosse und eilten in die Gebirge, von wo sie aber zu Fuß und in geringer Kleidung in das Städtchen Astura kamen, welches am Meere liegt. Hinter ihnen und neben ihnen waren Karls Reiter, ein feindliches Land, und vor ihnen die offene, freye See. Also gehen sie zu einem armen Fischer, der soll sie fortkihren, und Konradin zog einen kostbaren Ring vom Finger, damit wollte er den Fischer bezahlen. Der Fischer redete davon und sie waren schon auf der See, als dem Befehlhaber von Astura, Johann von Frangipani, die zu Ohren kam, daß zwey junge Leute so und so, mit geringer Begleitung in schlechten Kleibern um großen Preis ein Schiff gemiethet hätten, aber noch nicht weit seien; auch hätten sie eine fremde, rauhe Sprache geredet. Da ist gewiß der Konradin dabey, alles was! Sogleich läßt er ein schnelles Schiff besteigen und den Schiffenden sagen, daß Johann von Frangipani sie zu sprechen wünsche; sie möchten doch umkehren. „Johann von Frangipani hat meinem Großvater, Friedrich dem Zweyten, so treu gedienet, der wird mir nichts zu leide thun,“ denkt der arglose Konradin, und übergiebt sich dem Frangipani sonder Mistrauen und Argwohn. Ach! Elisabeth, Elisabeth, du hattest nicht vergeblich Angst um deinen Einzigen. Denn kaum waren sie in Astura, da bewegte sich schon dem Frangipani sein Herz zwiefach, ob er soll Konradin in Sicherheit bringen, oder sich was verdienen bey König Karl u. die Schatz-

linde, welche seine Treue angesprochen hatten, ausliefern. Ein Herz, das zwischen Pflicht und Eigennuz wankt, ist bald verführt, darum war er fast froh, daß er sagen konnte, daß das päpstliche Heer zu Lande u. Karls Flotte zu Wasser ihn in die Enge bringe und daß er sie ausliefern müßte. Der Abscheuliche that es und wie ein Geier die fromme Taube in sein Nest schleppt, froh sie mit keinem andern theilen zu müssen, so führte Karl den Knaben Konradin nach Neapel, und hielt ihn für sich, denn der heilige Vater war so freundlich gewesen, seine Rechte auf Konradins Hals dem Karl abzutreten.

Doch getraute er sich nicht, so mit nichts, die nicht frech den Stab über sie zu brechen, sondern berief die Reichsstände und Rechtsgelehrte um sich, die sollten urtheilen, wie es recht wäre. Drauf so hieß es vom bestellten Ankläger: Konradin habe gegen Karl, den rechten König von Sicilien, die Waffen ergriffen, er habe die Kirche feindlich bekriegt, Kirchen und Klöster feindlich verbrert, und darum sey er des Todes schuldig. Vor einem mächtigen König neigt sich leichtlich sein Rath u. viele sagten, er sey auch des Todes schuldig. Aber ein rechtschaffener Mann, ein Rechtsgelehrter, Guido von Suzaria, stund auf und sagte: Nein, und es ist nicht so. Konradin ist nicht mit den Waffen in der Hand auf dem Felde der Ehre gefangen worden, sondern hinterlistige Verräther haben ihn euch ausgeliefert, er hat sein väterlich Erbtheil gesucht und ist nicht als Räuber gekommen; auch was der Kirche Unrechtes geschehen ist, das hat er nicht befohlen, sondern eben leider nicht verhindern können. Es geschehe ihm also an seinem Leben nichts. — So gebührt sich für einen Mann von fester Brust frey zu reden, wo es das Recht der Unschuld gilt. Den Namen Suzaria wird der Leser behalten, in ehrenwerthem Andenken. Auch weckt der Muth wieder Muth, also, daß Ruyeri, Graf von Flandern, König Karls Schwiegersohn, aufstand und mit großem Eifer für Konradin redete, denn er hätte nicht gern die Schande an seinem Hause gesehen, daß sein Schwiegervater solch edles Blut vergießen sollte. So was, sagte er, sey dem König nicht erlaubt. Und eben so redeten viele französische Heeren.

Allein der Teufel trieb sein Spiel mit den Rechtsgelehrten und so bewies ein anderer, daß Karl das Recht habe, sie alle hängen zu lassen; denn es seyen ja Kirchenräuber und Majestäts-Verbrecher. Dapin stimmte auch Driofar von Böhmen, der das besetzte Herzogthum von Oesterreich an dessen rechtmäßigen Erben nicht gern herausgegeben hätte, und als Karl nach Rom schickte, erhielt er die beliebige Antwort: Konradins Tod ist Karls Leben, Konradins Leben ist Karls Tod. Was wollt er weiter, wenn das nicht genug war. Also legt er beym Abwiegen der Gründe auf der Wage der Gerechtigkeit in die Schaal des Todes sein blutiges Schwerdt, von der Rechten geführt, Konradin sollte sterben und Friedrich auch, so wie der Graf Galvani und sein Sohn, Herrmann von Hürnheim und noch andere treue Freunde des Konradin. Es ist Gnade genug, sagte Karl, daß ich sie köpfen und nicht hängen lasse, wie gemeine Räuber.

Konradin und Friedrich saßen im Gefängniß und spielten eben Schach, als der Richter mit seinen Schergen eintrat und als er lesen wollte, da winkte Konradin, er soll warten, bis sie ihr Spiel geendet hätten. So ruhig ist die Unschuld. Als sie geendet und der Richter las und sie hörten, daß sie zum Tod verurtheilt wären, da erblaßten sie. Sie waren ja jung und hatten ihr zartes Leben lieb und beyde weit weg von ihren Eltern. Auch hatte keiner geglaubt, daß es so geben würde. Ja man begieng sogar die Grausamkeit, ihnen nur wenige Zeit zur Berettung ihrer Seele zu geben. Konradin beichtete u. verordnete seinen letzten Willen. Es war in den letzten Tagen des Herbstmonats im J. 1268, als sie den Weg zu ihrem Tode betraten. Auf dem Markte zu Neapel, gegen die Meeresküste hin, neben der Begräbnißstätte der Juden, war ein Gerüst aufgerichtet und mit rothen, seidenen Tüchern bedeckt; dahin führten sie Konradin und Friedrich mit ihren Freunden. Man las das Urtheil und die Ursache ihres Todes; unzählig Volk stand um das Gerüst und schluchzte.

Konradin legte sein Oberkleid ab, rechte seine weißen Arme gen Himmel und bot seinen jungen Nacken dem Schwerdt dar. Seine letzten Worte waren: Ach, Mutter, Mutter, welsch eine schreckliche Botschaft wirst du



Rheinland. Hausfreund. 1825



mit den
ordnen,
dingen u
über mit
unter auf
e Herp
Wandigen
ste, und
er die in
Koch zu
s. Bei
ung wa.
stände auf
Gauls bei
der Rede
Friedrich
und hat
und nach
Es ist
die Hyster
Wieder.
e Herp
er Wicher
er lesen
wollen.
So richtig
und bei
um Tod
ie wo
leben hat
n. Auf
m wolle.
it, ihnen
Geele zu
te seien
agen bei
Weg zu
arkie zu
neden der
m Werd
Lippen
und Jrio
s zur W
ungspig
gite.
redie
bei les
Seine
W
mitte zu

den mir hben!" und sein edles Haupt fiel. Da schrie der Herzog Friedrich von Baden laut auf, als er das Haupt seines Freundes fallen sah, und rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld. Auch sein Haupt fiel und die übrigen italienischen Herren erlitten den gleichen Tod; Salvani vor den Augen seines Vaters, zuletzt der alte Graf Salvani selbst. Laut weinte das Volk und suchte dem grausamen Karl. König Karl hatte das Alles so befohlen und schaute von einem hohen Thurm dem entsetzlichen Schauspiel zu. Die Leichname wurden an der Küste beerdigt, wie denen, welche von der See ausgeworfen werden, zu geschehen pflegt; kein Weibliches durfte sie in geweihte Erde bringen. Man warf oben drauf einen Haufen Steine, statt Grabhügel, und ein Augenzeuge erzählt, er habe ihn noch gesehen. Biewohl man auch meint, die Karmeliter hätten die Gebeine des Konradin ausgegraben und für die unglückliche Mutter bestimmt. Elisabeth hätte ja sonst nichts mehr von ihren Kindern gehabt.

Karl wurde freylich nachher dafür bezahlt, denn auf eine Stunde ermordete man in ganz Sicilien alle Franzosen und Karl bekam Sicilien nie wieder. Allein das unschuldige teuische Blut konnte mit den vielen Strömen französischen Blutes nicht aufgewogen werden.

So hieb ein Schwerdt den letzten Zweig der Hohenstaufen und der älttern Linie des Hauses Baden um. Damit sich aber Niemand rühmen könnte, so viel edles Blut auf einmal vergossen zu haben, ließ Karl den Scharfrichter selber sogleich durch einen andern Mann hinrichten.

Der Hausfreund ist froh, daß er es erzählt hat. Er wolt fast lieber, er hätt es nicht angefangen.

Der Zundelfrieder und der Heiner statten auch wieder einmal dem rothen Dieter einen Besuch ab.

(Mit einer Abbildung.)

Als der Frieder und der Heiner eines Abends auf einer Geschäftsreise in die Nähe eines Dertleins gekommen waren, jeder von ihnen dachte so für sich nach, wie weit es die Menschen in der Vollkommenheit bringen könnten, und schon gebracht hätten, z. B. sie; auf einmal stoßt der Frieder den Heiner und deutet auf das Dertlein hin und fragt: kennst du auch den Dachgiebel dort?

Pözl sagt der Heiner, sind wir schon da. Das ist ja des rothen Dieters sein Haus. Wollen wir ihn nicht besuchen? — „Ja“ giebt der Frieder zur Antwort, „es schickt sich nicht wohl anderst. Er thät's übelnehmen, wenn er erfährt, daß wir in der Nähe gewesen sind. Es gheut ihn sonst, und er kbant meinen, man ästirmt ihn nicht.“ — Also gingen sie in das Dertlein hinein. Wie sie an dem Wirthshaus zu den 3 Tannen vorbeys wollen, so hben sie den Dieter drinn sprechen, und gehen gleich hinein zu ihm. Der Dieter hat eine große Freud. „Wie geht's denn als? fragt er. Sieht's gute Geschäfte?“ Es passiert, giebt der Frieder zur Antwort. Es ist Schad, sagt der Dieter, daß ihr nicht ein Tag oder zehn früher gekommen seyd. Ihr hättet wieder mithalten können, bey der Mezelsupp. Ich hab ein Säulein gemehelt, sagte er unkluger Weise; ja! Herr Wirth, eine Bouteille vom Guten!

Nach einer Weile treidit den Heiner 'naus, und der Dieter merkt's nicht, denn er war stark im Gespräch begriffen. Der Heiner, denkt nemlich, es kann doch nicht aufge-



Heine
 mal

 mer dies
 die Klip
 je er un
 le will is
 it bringe
 m, j. R.
 en Heine
 und frag

 schon la
 ein Spak
 "Zu" güt
 i sich miß
 en, wenn
 e ganz
 Obau mi
 lo gänge
 an ten
 bep welle
 schen, un
 Dieter ha
 Denn all
 e?"
 wort.
 e nicht ist
 spid. St
 der Wp
 gemachi
 ere Wärl

 eines ha
 emm er vo
 es Heine
 lüßi aufp

geffen worden seyn, bey der Mehlsupp, ich muß doch einmal nachsehen, bey des Dieters seiner Frau.

Des Dieters Frau steht unterem Pantoffel. Keine Regel ohne Ausnahme. Wenn sie unten im Hof oder im Garten mit der Frau Nachbarin zusammen kommt, und die Frau Nachbarin klagt über ihren Mann, er hat gestern Nacht wieder Einen helingebracht, es ist nicht mehr auszusehen, fast; so sagt des Dieters Frau: ich hab auch so einen dabey, so einen Guttedel, und ich mein auch theilbot, ich muß naus wo kein Loch ist. Ich denk aber als wieder: man muß eins ins andere rechnen. Was wollten wir Weiber denn anfangen, wenn die Männer nicht wären, und dergleichen.

Deswegen, als sie den Heiner die Stieg heraufstapfen hörte, blieb sie ruhig, denn sie glaubte ihr Mann komme. Der Heiner gieng zum Bett hin, wo die Frau lag, und: Weiblein, sagt er, indem er des Dieters Stimme wieder annahm, ich hab da ein paar gute Freunde angetroffen im Wirthshaus; ich will ihnen etwas zum Besten geben von unserer Mehlsupp. Hast du das Fleisch und die Schinken schon in den Rauch gehängt? Ja, sagt sie, vorgestern. — Ich will, sagt der Heiner, ein Stück von einem Bäcklein herunter schneiden. Draußen im Küchenschrank steht ja auch noch der Schwarzenmagen, sagt die Frau, du kannst ja den mitnehmen. Du hast du den Schlüssel. Du hast auch Recht. — Wer aber den Schwarzenmagen holt und nicht ein Stücklein vom Bug noch dazu, sondern einen ganzen Schinken und ein Bäcklein dazu, das war der Heiner. Das kann sich nicht fehlen. Wie er die Stieg herunter kommt, hört er etwas schnattern. Uha! denkt er, auch hier! Du liebes Gänselein, sagt er, du dauerst mich.

Du mußt ja erfrieren in deinem kalten Stall. Du hast ja keine Pelzschuh an. Wenigstens seh ich keinen Pelz außen an den Füßen, wie es jetzt Mode ist — und damit packte er die Gans am Kragen und fort damit in die Zannen, und sagt dem Wirth, er soll die Sachen zubereiten und nach und nach auftragen.

Als der Dieter auf einmal sieht, wie splendid seine zwey Freunde sind, denn der Wirth steckt ihm heimlich, daß das auf Rechnung der beyden fremden Herren gehe, so bestellt er gleich noch mehr Wein, vom Besten. Das Trinken zähl ich, sagt er, und als der Heiner und der Frieder zum Schein protestirten, „Herr Wirth! ruft der Dieter, und winkt mit den Augen, der Wein ist bezahlt.“ Schon gut, sagt der Wirth. Den andern Morgen reisten der Heiner und der Frieder bey guter Zeit ab.

Um 10 Uhr sagt der Dieter zu seiner Frau, hol mir doch ein Stücklein von dem Schwarzenmagen herein. „Ich glaub du faßelst, sagt die Frau, du hast ihn ja gestern Nacht geholt ins Wirthshaus, für deine Bekannte.“ Ich? sagt der Dieter, und deutet mit dem Mittelfinger auf seine Brust, — den Schwarzenmagen geholt? gestern Abend? und besinnt sich. Endlich besällt ihn eine Ahnung. Um wie viel Uhr? Es hat gerad halber neun geschlagen. Ich bin schon im Bett gelegen — da rennt der rothe Dieter hinaus an den Schrank, schaut ins Kamin hinauf, rennt die Stieg hinunter an den Gänsestall und: o ihr Salgenstrick! ruft er, drum hab ich nicht gewußt, wo der Heiner so lang bleib! O ihr Salgenstrick! Wenn ihr nur zum Bett herein schmeckt, so ist man angeschmiert, man magt

machen wie man will. Muß ich auch den
Wein noch bezahlen!

Das harte B.

Einer der hieß Philipp und hatte ein Haus, ein neues Haus. Damit nun Jedermann wissen sollte, daß hier kein Kaspar oder Valentin wohnte, sondern ein Philipp, so befahl er dem Maurermeister, er solle ihm ein großes B über seine Hausthür setzen, damit es Jedermann gleich sah, weiß von Kalk oder Gyps. Richtig! Allein der Paltrermachte ein B und wie es eben oben angebracht war, noch ganz weich, so kam der Herr Philipp dazu. Meister, sagt er, was habt Ihr denn da gemacht? Ich heiß ja Philipp und Ihr macht ein weiches B dahin? Hat nichts zu sagen, erwiederte der Meister Paltrere trübend, wollen Sie nur warten, Herr Philipp, bis heut Abend, da wird's schon hart werden.

Die Ohrfeige.

Kriegt einer eine Ohrfeige, was keine Seltenheit ist, auch nicht immer ein Wunder, und zeigt den Empfang einem guten Freund klagend an. Ja, habt Ihr denn dem Grobian nicht die Ohrfeige zurückgegeben? „Wie kann ich das?“ sagt der Empfänger, und griff an den Platz, wo man sie ihm ausbezahlt hatte. „Die nämliche Ohrfeige wiedergeben? Dieselbe, meint Ihr? Das habe ich nicht gethan, aber eine andere habe ich ihm gegeben, die gewiß eben so gut war.“

Die Todtenhäuser.

In einem Städtlein, vielleicht weiß der Leser, wo? der Hausfreund weiß es nicht. Also in einem Städtlein, da war das Todtenhaus, oder Leichenhaus zu klein für den Bedarf, auch konnte man die nöthige Sorgfalt nicht auf die Todten verwenden. Denn der Leser muß wissen, daß solche Leichenhäuser recht verständige Einrichtungen sind, indem man da um ein geringes Geld die Leichen hinstellen und bewachen lassen kann, bis sich's zeigt, ob einer es ernstlich mit seinem Tode meint, oder ob er nur verit. Im letzten Fall so freut man sich des Wiedergekommenen, im andern Fall hat man doch die Besorgniß nicht im Herzen, daß ein Angehöriger lebendig begraben worden ist. Kann also der Leser was dazu beitragen, daß ein solches Häuslein gebaut werde, so thue er es bey Zeiten, und wenn es zu klein wird, so bau er noch eins daneben, wie in dem genannten, oder eigentlich nicht genannten Städtlein. Weil aber das Haus neben dran nicht so recht dem Wächter und Wärtner unter den Augen war, und also eher was übersehen werden konnte, so wurde beschlossen, daß man in das zweyte Häuslein, wo der Wächter nicht so nachsehen konnte, die wirklich Todten hinlegen sollte, ins erste aber der Bequemlichkeit halber nur die Scheintodten. Natürlich!

Nutzen der Recepte.

Hat alles seinen Nutzen in der Welt, man meint es oft auf den ersten Augenblick nicht. So tadelt einmal ein Unberufener die Medicin

und sagt, man könne sich halt eben auf nichts drinn verlassen, sein einer Doktor der sage, er müsse liziren, der andere verschrieb ihm ein Vomitiv, da käme ein Dritter dazu und sagt, es wär rathsam, wenn beydes mit einander gienge. Kurzum und er gab sich nimmer dazu her, daß der Doktor einen Lehrsatz aus ihm machen und nachholen woll, was er auf der Schul zu lernen vergessen hab; und ihm hab ein Doktor selber gestanden, daß einmal fünf hinter ihm dem sechsten, gewesen seyen, und er sey nur davon gekommen, weil er am Ende thätig gebratene Aepfel gegessen hab. Zum Unglück war kein Doktor da, der den Spottvogel zurecht weisen konnte (der Hausfreund kenni einen, der hätte sich gleich dahinter gemacht), sondern war ein anderer da, der behauptete, aber nicht zum Spaß: Und doch, sagt er, hab ich noch kein einziges Recept verschrieben, das nicht seinen Nutzen gehabt hätte. „Jetzt das ist, mit Verlaub zu reden, aufgeschnitten,“ sagt der andere. Nichts weniger, versetzt der Doktor, wenn sie's auch nicht für den Kranken hatten, doch wenigstens für mich und den Apotheker.

Ein schönes Wort.

Pabst Benedikt der Zwölfte des Namens, hieß vorher Jakob Fournier und war ein Franzos, der Sohn eines Beckers. Aber dazu war er nicht geboren, sondern zu was Besserem und wie er schon auf dem Throne saß als Pabst, fühlte er noch, wie die Armuth thut. Und das mag der Hausfreund loben, wenn der Vornehme weiß und fühlt, wie es dem Dürftigen ums Herz ist, denn er ist ja auch ein

Mensch. Also der Pabst Benedikt brachte ein solches Gemüth, mit und wie viele Edelleute um seine Nichte, wie man der Geschwister Tochter heißt, anhielten und wollten sie zur Frau, vielleicht um den Pabst zum Oheim zu haben oder so was, da merkte es derselbe und sagte Nein, sondern gab sie einem Kaufmann in der Stadt Tulusse in Frankreich zur Ehe. Und als das Ehepaar bald darauf ihren Oheim besuchten, da bewirthete er sie mit Ehren und gab ihnen beym Weggehen kein gar groß Geschenk und setzte hinzu: Das nehmt an von eurem Oheim Fournier, der Pabst Benediktus der Zwölfte aber kennt keine Verwandte sonst, als die Armen und Nothleidenden.

Solch einen Unterschied machte der edle Herr in seiner eignen Person, und sammelte sich Schätze im Himmel, die da ewig dauern.

Die Grabchrift.

Ein Mann, der immer erfüllt war von schwarzen Gedanken und sich wenig seines Lebens freuen mochte, gedachte, sich den Tod recht erinnerlich zu machen, und hielt es fürs beste, sein eigenes Grab zu bauen und einen Leichenstein mit passender Inschrift dazu setzen zu lassen. Aber todt war er selber noch nicht und hatte auch noch keine rechte Lust dazu. Darum hieß er den Steinmetzen darauf einbauen:

Hier ruhen die vermoderten Gebeine
des annoch lebenden Herrn N. N.
Alles der Deutlichkeit zu lieb.

Vorsichtige Frage.

Kam eines Tages ein Reisender, der konnte nicht schwimmen und hatte seine Schweinsblattern dabei gelassen, und sein Geldbeutel war zu klein, als daß er ihn hätte können aufblasen, wie ein Fisch es mit seiner Blase macht, und doch war der Reisende gar gern über einem breiten Strom gewesen, welcher heftige Wellen trieb und schien böser Natur zu seyn. Drum waren auch Schiffer genug da mit ihren Netzen und rissen dem Reisenden die Kleider fast vom Leibe, mit welchem von ihnen erfahren wollte. „Hört, sagt er endlich, zwischen euch und mir ist ein kleiner Unterschied; schaut, ich bin ein reisender Passagier und ihr reisende Passagiere. Seht, das seht ihr selber ein, mit allen auf einmal fahren kann ich nicht und zum Bierheilen bin ich zu fest genäht. Aber weil es denn doch einer seyn muß, so will ich einmal sehen. Zeigt her, wer kann von euch schwimmen?“ Da war jeder der beste Schwimmer. Der eine sagt, er könne in der Tiefe des Rheins einen Silberkreuzer finden; der andere aber sagte, er sey so an die Oberfläche gewöhnt, daß er sich ordentlich Mühe geben müßte, um nur zu ersaufen (Merke: Es giebt feste, schwammige Leute, wo das nicht gelogen ist); der dritte sagte, und ich kann das Wasser treten, daß ich durch die Wellen marschiren und noch dazu aus einem Buch euch vorlesen wil. Nur der vierte sagte nichts, sondern schaute vor sich auf die Erde. „Was könnt denn Ihr? sagte der Reisende. Ihr seyd ja so still und schaut auf den Boden, als wenn Euch die Erde lieber wär, als das Wasser.“ Ja das ist auch; drum kann ich halt nicht schwimmen. „So? das ist eben recht, erwiedert der Fremde, bin-

det Euern Kahn nur los. Mit Euch fahr ich.

Also fuhr er zuverlässig mit ihm hinüber.

Der entdeckte Muth.

Im dreißigjährigen Krieg, wo sie sich im Anfang über die gute Kirche und nachher über das Kirchengut zankten, ritten einmal zwey Offizier, vielleicht hieß der eine Knopf und der andere Lang, mit einander. Der Lang war aber vor Kurzem erst zum Militär gekommen und hatte das Pulver vorher nur auf der Jagd gerochen. Darum sprach er den ganzen Morgen seinem Kameraden immer davon, wie ihm seyn Herz brenne vor Sehnsucht, auf den Feind zu stoßen. Seht, Herr Kamerad, mir juckt's ordentlich in den Fingern, so freue ich mich darauf. Das soll einmal was rechtes absetzen. Hätte ich sie nur gleich! Wie Kraut und Rüben hatte ich sie zusammen und speiste so ein halbes Duzend auf dem Butterbrod; kein Schwanz sollte davon kommen. „Euch merkt mans wohl an, daß ihr das erstemal zum Handfuß kommt, Herr Lang, denn so einer weiß noch nicht, wie viel Mühe es kostet, mit einem fertig zu werden. Die Kecks mit den wilden, trühtigen Augen frist man nicht so wie Schnittlauch auf dem Butterbrod, Herr Kamerad,“ sagt der andere. Das wär' mir einerley; ich will einmal heut mein Meisterstück machen, sagt der Lang. „Es kann seyn, daß wir heut noch Gelegenheit dazu bekommen und ihr werdet uns recht viel Mühe ersparen. Ich freu mich darauf, schon für euch. Denn ich weiß, wie's einem thut, wenn man seinen Zorn nicht recht

auslassen kann," erwiedert der Knopf. Das will ich meinen; ich freue mich recht darauf, sagt der Lang. Also heut schon, meint der Herr Kamerad? Desto besser, wir sind ohnehin schon im Standlager fast versauert und ist der Schimmel auf uns gewachsen, statt daß wir auf dem Schimmel wachsen. Ich halte für eine gesunde Motion.

Bald darauf so kam Nachricht von den Vorposten, man habe den Feind gesehen und er könne nicht mehr weit seyn. Da schaut Knopf seinem Kameraden scharf ins Antlitz und es wollte ihm danken, als wär ihm die Nachricht fast ein wenig zu früh gekommen. Denn er wurde etwas blaß und sein Lächeln war nicht so ganz natürlich, auch hatte er den Schlucken bekommen. Das sind keine gute Vorbedeutungen, dachte Knopf bey sich selbst, allein dem Ding muß ich auf die Spur kommen. Gilt's was? Also ritten sie eine Strecke still neben einander her und der Lang mußte besondere Dinge im Kopf haben, denn sein Gaul war nie recht gleich mit dem andern. Erdlich hielt der Knopf. „Kamerad, sagt er, ihr habt euer Pferd nicht gut gewählt. Euer Schimmel ist zu weit sichtbar und die feindlichen Scharfschützen werden es umgekehrt machen, als die Scheibenschützen; sie werden ins Weiße schießen und da ist's nimmer weit von Euch.“ Was denkt Ihr? sagt der andere; meint Ihr, ich fürchte mich vor den Erbsen der Saelmen? Sie mögen schießen, wo sie hin wollen; mir tut egal. Sie waren aber noch keine fünfzig Schritte weiter, so hielt der Lang und sagte: Reitknecht, sagt er, was hast du mit meinem Thier gemacht, das stolpert ja alle Augenblick. Ist es denn in etwas getreten, in einen Nagel oder in ein Glas? Nein, sagt der Reitknecht, es ist in

nichts getreten. „Und es muß doch in etwas getreten seyn, sagt der Lang; siehst du's, Jakob, er nuckt immerfort mit dem Kopf. Komm gleich mir deinen Rappen.“ Aha, denkt der Knopf, es wirkt, das Mittelchen, und schmolzt in den Bart und ritt weiter. Als aber nach einer Viertelstunde das Geplänkel der Vorposten gehört wurde, da hielt der Knopf wieder und sagt: Kamerad, wir haben hellglänzende Schärpen an, besonders Ihr, habt eine nagelneue. Auf Euerm Schimmel hätte man sie nicht so weit gesehen, aber auf Euerm Rappen desto besser. Die Scharfschützen werden am Ende doch ins Schwarze schießen. Wißt ihr was, wir wollen die Schärpen abnehmen und über die Weste binden und den Rock zumachen. „Ah, Pah! wer wird so vorsichtig seyn? Was meint Ihr? Aber Schaden kann es doch nichts, erwiedert der Lang und versteckt seine neue Schärpe, der Knopf aber nicht. Jählings da hieß es: Aufmarschier! Geschwindschritt! Vorwärts, Marsch! — Das schlug dem Lang dermaßen in die Eingeweide, daß er eine Art Fieber bekam und hat, ob es nicht erlaubt wäre, ein wenig hinter die Fronte zu reiten; es druck ihn und er konnte es nicht mehr halten. Der kommandirende General aber wußte ungefähr, wo es ihn druckte und der Knopf sagte es ihm noch vollends. Da befahl er ihm, hinter die Fronte zu reiten und seinen Schimmel zu hüten. Der Schimmel bekam gleich den Abschied.

Vor Gefahren graut dem Soldaten nicht,
Kühn schaut er dem Tod ins Angesicht.

Die abgewiesene Ehre des Zweykampfes.

(Mit einer Abbildung.)

Der Oberst Guise, ein Franzos und bald dreißig zweyhundert Jahre die Erde seine Faust, lernt einst einen jungen Officier kennen, wie er nach Antwerpen, also in die Niederlande reiste. Der junge Mann aber gefiel dem Obersten wohl, weil er im Gespräch fand, daß das ein Mensch von vielem Kopf und Entschlossenheit war, den man zu viel Gutem gebrauchen könnte. Also reichte er ihm endlich ganz treuherzig die Hand und sagte ihm zu, er werde weiter für ihn sorgen, denn der Officier hatte keinen Vater und war von geringer Herkunft. In Antwerpen aber da reiste der Oberste weiter und ließ seinen lieben Schützling zurück. Dieser gerieth nicht in die besten Finger, sondern erliche lose Kameraden, die wollten das junge Blut ein wenig zum Besten haben und machten ihm allesley weiß, zum Exempel es könne eines nur dann auf allgemeine und öffentliche Achtung bey seinen Kameraden Anspruch machen, wenn er sich vorher mit einem Mann von anerkannter Tapferkeit tüchtig umgeschlagen hätte. — „Das ist mir recht leid, aber ich kenne keinen solchen Mann, als den Obersten Guise und ob ich mich mit ihm oder mit meinem Vater herumgeschlagen müßte, ist für mein Herz einesley, so lieb ich ihn, so viel Achtung bin ich schuldig, so viel danke ich ihm,“ sagte der junge Officier. Aber die andern schürten an ihm und sprachen: Ist das nicht einerley, sobald es die Ehre gilt? Oberst Guise hin, Oberst Guise her! Gerade so eines ist recht; da wird die Sache recht laut. Und der gute Mensch

glaubte es und als der Oberst wieder kam, so trat sein Schützling schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen vor ihn. „Herr Obrist. Ueber Herr Obrist! Sie haben mich — und dabey stotterte er nur ein Wort nach dem andern heraus, denn er merkte doch fast, wie er den Obersten mit seinen ehrlichen, wohlwollenden Augen ansah, daß es nicht ganz recht sey — Sie haben mich auf ewig zu Ihrem Schuldner gemacht und ich weiß es nicht — Zu vergelten? sagte Guise. Ich wills nicht vergelten haben und habe es deswegen auch nicht gethan. Sie scheinen aber etwas auf dem Herzen zu haben. Allerdings, sagt er, doch wage ich es kaum. Man hat mich versichert, um meine Achtung zu gründen, müßte ich mich mit einem anerkanntem tapfern Mann schlagen, welcher schon mehrere geibdet hätte, und um diese Ehre wollte ich Sie bitten; Herr Obrist!“ Zu viel Ehre, lieber Mann, erwiderte Guise, zu viel Ehre für mich; ihre Freunde zeichnen mich gar zu wohlwollend aus. Allein wenn es auf die Menge der Umgebrachten ankommt, so ist dort ein Mann, der noch mehr umgebracht, als ich, an den müßten Sie sich wenden. Das war dem jungen Manne recht, daß er die Spitze seines Degen doch nicht gegen seinen verehrtesten Wohlthäter kehren sollte und drehet sich nach dem Tisch um, wo der Oberst hingedeutet hatte. Da saß ein alter, härtiger und sehr harsch aussehender Mann, mit einer dampfenden Pfeife im Munde. Auf diesen gieng der Officier los und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn mit der Bitte belästige, sich mit ihm zu messen. Ich habe aus dem Munde des Herrn Obersten so viel von Ihrer Tapferkeit gehört, daß ich der Lust nicht wider-

Rheinland. Hausfreund. 1825.

§

sehen kann, mich mit Ihnen einmal zu messen. „Mit mir? rief der bestürzte Greis aufstehend aus, mit mir? Was fällt Ihnen ein? Ich bin ja der Regiments- Chirurgus.“

Das Merkmal.

Ein Maurergeselle hatte an einem großen Pallaste gearbeitet und wie er einmal dran vorbeiging, so stupft er seinen Kameraden mit dem Ellenbogen. Bruder Magdeburger, sagt er, kennst du das Schloß da, den Pallast? Sieh, da hab ich dran gearbeitet und wollt noch aufs Härlein erkennen, was und wo. „Wie meinst du das? trauter Ehrengeselle?“ fragt der Mitmaurergeselle. „Ey, spricht der andere, ist gut kennen. Es muß alles links gemauert seyn. Denn ich bin links. Verstanden, Bruder Magdeburger. Das muß an der Ecke auch so seyn. Mein Wort zum Fenster hinaus!“

Wie die Blinden oft mehr sehen.

War ein armes blindes Mädchen in England, die kam eines Tages zu ihrem Herrn Pfarrer und brachte ihm drey Guldeen, welches englische Goldstücke sind, und sprach zu ihm: Herr Pfarrer, sprach sie, nehmt dieses Geld und schickt es dahin, wo die vielen Bibeln gedruckt werden, vielleicht daß man eine oder die andere damit drucken kann und thut dann einem wunden Herzen wehe, wenn es so durch das Evangelium von innen her-

aus geheilet wird. Ich verstahe dich, sprach der verständige Herr, und werde es thun. Aber rede, wie kommt es denn, daß du so viel Geld bespammst hast und bist doch nur eine arme Korbflechterin und dazu eine Blinde. Behalte du deine Gabe und laß Beggarteste für ihre arme Mitmenschen sorgen. O nein, antwortete das Mädchen. Eben weil ich eine blinde Korbflechterin bin, kann ich so viel geben. Denn sehet, weil wir in den langen Winterabenden Lichter nöthig haben, und die Lichter sind theuer, so brauchen die Korbflechterinnen, welche sehen, auch Lichter. Ich bin leider blind und brauche Gottlob keine Lichter. Ich sage Gottlob, weil ich nun mit diesem zurückgelegten Geld, was die Lichter betrifft, hoffen darf, daß vielleicht mancher blinde Weibe in seinem Innern erleuchtete Augen seines Verständnisses bekommen werde. Meinest ihr nicht auch so, hochwürdiger Herr Pfarrer?

Doch sprach der gerührte Mann. Bey euch ist es einmal recht wahr worden, was Jesus, der Herr, spricht: „Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.“

Gewohnheit ist die andere Natur.

Ihr seyd mir sonst ein geschlahtes, artiges Mägdelein, sagte der Kutscher zur Jungfer Köchin, wie sie eben einem Hahnen den Hals rupfte, um ihm leicht zu machen, nämlich Zeilebens. Aber was das anbelangt, so kann ich nicht begreifen, wie ihr so kaltblütig ein Hähnlein nach dem andern, ein Huhn nach dem andern abthun könnt; zeh auf einmal, wenn es Noth thut. Drum geht

er auch allemal aus der Küche, wenn was
scheit und zappelt, sagt die Jungfer Kdchin.
Aber sieht er, Johann, das kann ich bewege-
gen so ruhig thun, weil das Vieh schon da-
ran gewöhnt ist. Ich bin schon zwanzig
Jahr hier. Das liebe Vieh weiß von nicht
Besserem.

R ä t h e l.

Der Hausfreund kennt einen Mann, der
hat rote Baden, sechsligen Witz und ist
ein braver Mann. Aber ein Kreuz habe ich
doch, sagt er zum Hausfreund beim Schyp-
lein Bin, und noch obendrein ein Haus-
Kreuz. Das wundert mich, sagte der Hau-
sfreund, wie ihr dabey so lustigen Humor
sehn könnt; könnt ich euch vielleicht helfen?
Ihr? antwortete der Mann — Ihr nicht und
Niemand. Denn schaut nur wie kurios. Ich
habe drey Kinder und meine Frau hat drey
Kinder und haben doch zusammen nur fünf
und sind lauter rechtmäßige Kinder. Ihr
könnt sie nächsten Sonntag alle am Tische
sitzen sehen und essen. Wie die Orgelpfeifen
sitzen sie da.

Der Hausfreund hat sie hernach alle fünf
gesehen und hat sich richtig verhalten. Aber
wie?

R i s s v e r s t a n d.

Ich will Eisen haben für mein Geld,
sagte ein Bruder Berliner, ein gelerntes
Schneider und auch Zeinken für mein Geld,
herr Wirth. Ich bin froh, zu Fuß hier
gelandet zu seyn, wo ich doch einmal ein ge-
sundes Essen bekommen kann, Ihr scheint ein
recht gutes Haus hier zu haben. „Dir will
ichon helfen, sagte der Wirth bey sich, und
läst ihm aufragen. Supp und Rindfleisch,
geibe Käben und Schweinefleisch und stellt
ihm ein Schyplein guten dazu. Wie es
aber ans Bzählen gieng, da suchte er in den
Taschen u. fand endlich ein Sechserlein, worauf
einmal vor Zeiten der Churfürst von Mainz
mag gestanden haben. denn man sah noch
so was rundes in der Mitte, sonst eitel nichts
mehr. „Mir Erlaubniß, sagte der Wirth
und hielt die Hand noch immer offen; das
langt nicht, es macht im Ganzen sechs und
dreyßig Kreuzer nach dem vier und zwanzig
Guldenfuß.“ Seht, lieber Herr, sagte aber
der Berliner, indem er den Wirth auf die
Seite zog, nach dem vier und zwanzig Gul-
denfuß zahl ich Euch eben aus. Denn ich
habe für mein Geld Eisen und Zeinken ver-
langt, und all mein Geld nach dem vier und
zwanzig Guldenfuß sind leider nur sechs Kreuz-
er. Ich habe gethan, was ich versprochen
habe. Ich wüß meinetwegen so annehmen,
sagt der Löwenwirth mit einem Gesicht, wie
wenn einer eine Markschelle bekommen hat
und möchte lachen dazu; aber einen Gefallen
könt Ihr mir thun. Seht Ihr dort den
Schild? Es ist der Adler, und der Adlers-
wirth ist mein Schwager. Wenn Ihr den
so gelegentlich auch dran kriegen könnt. —

Seyd nur unbesorgt, sprach der Berliner, der hat mich zu Euch geschickt. Der hat sein Fett schon.

Während dem war aber der Berliner auf die Hauschwelle gekommen und sagte dem Edwenwitz noch einen freundlichen guten Abend.

Fortsetzung über die Bibelgesellschaften.

Es beziehe dem Leser, seinen Kalender von 1823 von der Wand herab zu langen und darin zu lesen, was ganz hinten gesagt ist von den Bibelgesellschaften und wenn er es gethan so höre er heute, da man schreibt 1825, ein Weiteres davon, wie der Hausfreund versprochen hat. Es giebt aber hier einen Auszug aus dem neunzehnten Jahresbericht der Londoner großen Bibelgesellschaft. Darin heißt es denn, daß in Frankreich die protestantische Bibelgesellschaft, welche in Paris besteht, immer mehr Raum gewinnt, daß 114 Hilfs gesellschaften, Bibelvereine u. s. w. sich gebildet haben und der großen Gesellschaft anhängen. Von Osterwalds Bibelübersetzung, die besonders im Norden und Osten von Frankreich gebraucht wird und bis jetzt aus der Schweiz bezogen werden mußten, ist jetzt eine woblfeile Ausgabe mit stehenden Buchstaben veranstaltet worden. Von Martins Bibeln sind bereits 26,000 Exemplare vertheilt und wird demnächst auch eine Ausgabe mit stehenden Buchstaben fertig. Selbst unter den Katholiken sind im Jahr 1823 über 12,000 Bibeln und Testamente von der französischen katholischen Uebersetzung ausgegeben worden, u.

selbst im Tabakladenhaus zu Paris sieht man oft die braven alten Soldaten in die'r Zufluchtsstätte für ihre Gebrechlichkeit und ihr Alter das Neue Testament lesen. In Paris selbst arbeitet man an einer Uebersetzung des N. Testaments in das Spanische, das Türkische N. T. wird noch einmal durchgesehen und aus dem Altarmenischen überieht es einer ins Neuarmenische. So weit in Frankreich. Jetzt auch in den Niederlanden, da zählt die Hauptbibelgesellschaft in Amsterdam gegen 60 Hilfs gesellschaften und kann über 80,000 fl. Kapital disponiren. Ja sie hat im Jahr 1815 in Amsterdam allein 5896 Bibeln und 4359 N. T. verbreitet. Dort wird das N. T. ins Japanische übersetzt. Die malayische Bibel mit arabischen Buchstaben wird auch gedruckt, und die britische Bibelgesellschaft hatte es auch mit lateinischen Buchstaben versucht und hat nachher ihren Vorschlag an die Niederländer abgegeben. — In der Schweiz ist besonders Basel thätig; von da werden deutsche, französische und italienische Bibeln verbreitet, auch hebräische für die Juden, nicht damit sie hebräisch lernen, sondern damit sie Gottes Wort in ihrer Sprache vernehmen. So gehts in Zürich, so in St. Gallen, wo schon über 21,000 Exemplare der heiligen Schrift unter Protestanten und Katholiken verbreitet worden sind. Ebenso in Bern. In Teutschland aber da haben die Württemberges in ihrem eigenen Lande schon 73,994 Bibeln ausgegeben und eine katholische Frau hat sogar 1500 fl. dazu gegeben. In Baden besteht, so wie der Hausfreund im Jahr 1823 schon an'sandigte, auch eine und hatte damals schon 6000 Bibeln und N. T. vertheilt, so wie in Hessen, nämlich in Sieben allein 3950 Bibeln und 1215 N. T.

Die Frankfurter vertheilten 9000 Bibeln und N. T. In Bayern aber da unterstützten die Engländer die protestantische Kirchenbehörde von München mit 1000 Bibeln, 1000 N. T. und versprachen überdieß 5000 Pf. Sterlinge, wenn in Bayern eine ordentliche Bibelgesellschaft zu Stande käme. In Baireuth sind 6600 Exemplare ausgeheilt worden und die Engländer haben das Geld zu noch mehr gegeben. In Sachsen hat die Bibelgesellschaft von Dresden 3641 Bibeln und 423 N. T. verbreitet, auch wird eine wendische Bibel gedruckt. Die Herrenhuter haben in einem Jahre 10,375 katholische N. T. und 1710 russische und böhmische Bibeln in Umlauf gesetzt. Mit ihrer Gründung hat die Bibelgesellschaft in Hannover 16,784 und die Hamburger 18,839 Bibeln und 1908 N. T. ausgegeben. Die preussische Hauptbibelgesellschaft hat in 8 Jahren 42,246 Bibeln und 27,252 N. T. verbreitet, und die 42 Tochtergesellschaften haben im Jahre 1823 10,201 Bibeln und 12,200 N. T. ausgeheilt. Aber die Dänen — da hat die Bibelgesellschaft in Kopenhagen seit ihrer Entstehung 47,169 dänische und gegen 10,000 isländische Bibeln und Testamente verbreitet. Ja es haben sich auf einmal 120 Studenten von Kopenhagen unter die Bibelgesellschaft anwerben lassen. Was die Dänen an Kolonien in Westindien haben, da hat man N. T. in creolischer Sprache hingeschickt, auch ins Sebnländische sind die fünf Bücher Moses übersezt, eben so das Evangelium Matthäi in die Sprache der färischen Inseln. Die Schleswig-holsteinische Gesellschaft hat in 7 Jahren gegen 27,000 Bibeln und N. T. verbreitet, und die Naze-

burg-Lauenburgische in 3 Jahren 2143. Die schwedische Gesellschaft besorgte allein in ihrem siebenten Jahre 20,000 Bibeln und N. T. und im Jahre 1823 lagen wieder 10,000 schwedische Bibeln parat, alles zu den Armen und Fernen. Die norwegische Gesellschaft hat 6000 N. T. ausgeheilt und man arbeitete vor 2 Jahren an 10,000 Exemplaren des N. T. und 3000 der ganzen Bibel. Auch die norwegischen Kappländer hatte man nicht vergessen. Jetzt aber kommen wir nach Rußland, da giebt es größere Zöhlen und mehr und kuriosere Namen. Zum Exempel von dem Psalmbuch allein hat man hinter einander 90,000 Stück abgedruckt. Stell sich der geneigte Leser vor! 90,000 Psalmbücher! dann eine Bibel in der esthnischen Sprache. Ferner das ganze N. T. im Mongolischen (jezt darf der Leser aufpassen), im Kalmulischen, Tschereniskischen und Nordwestlichen. Ziern im tartarisch-türkischen, im mandschu-chinesischen, im Persischen, im Serolischen, dann im rein tartarischen. Was nun die Katholiken angeht, so hat ein Mann, nämlich Leander van Es, bis zum May 1822 456,870 seines neuen Testaments verbreitet und außerdem 8934 Bibeln, nach Luthers Uebersetzung, außerdem daß er besonders an arme Studenten griechische, hebräische und lateinische Bibeln hergeschenkt hat. Vor so einem Mann muß die ganze deutsche Nation Respekt haben. Auch haben die Engländer ihm 600 Pfund Sterlinge geschenkt, nachdem ihm seine Amisbrüder viel Unfreuden gemacht hatten. So hat es ja der Herr gemeint, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Von Venedig aus, wo man auch la-

tholisch ist, haben sie der englischen Bibelgesellschaft 3700 Exemplare armenischer N. T. und 2000 Exemplare der Psalmen geschickt, daß man sie soll im Morgenland verbreiten. Von Gibraltar sind aber 1500 spanische, 500 italienische und 400 portugiesische N. T. verbreitet. In Barcellona, welche Stadt in Spanien am mittelländischen Meere liegt, hat man allein 10 000 Exemplare vom N. T. in spanischer Sprache abgedruckt und auf der Insel Madera verbreitet man ungehindert das N. T. Von der Insel Malta oder Melita, wie sie in der Apostelgeschichte heißt, hat man 7505 Bibeln und N. T. in griechischer, armenischer, italienischer, französischer, arabischer Sprache nach Kairo, Aleppo, Tunis, Cypren u. s. w. vertheilt. Auf den ionischen Inseln hat man 1000 griechische und 200 hebräische Bibeln vertheilt. Ja, was will der geneigte Leser sagen, sogar von Konstantinopel aus, wo doch der Antichrist haust, hat man im Jahre 1822 gegen 1500 Exemplare derselben Schrift in verschiedenen Sprachen verschickt, und noch mehreres andere der Art. Gilt's was, der Luth hat diesmal den Schnuppen gehabt, sonst wärs nicht so weit gediehen.

Denn Gottes Wort und Luthens Blut
Thun nicht in einem Herzen gut.

In Syrien ist man im Bibelverbreiten durch das entsetzliche Erdbeben gestört worden. Denn Aleppo ist ja verwüstet, und dort hatte die Bibelgesellschaft ihren Sitz, und doch hat man dort über 1000 Exemplare in arabischer Sprache vertheilt. Hebräische Bibeln sind aber auch in großer Anzahl

in Halle gedruckt und von da nach Alexandrien und Smyrna geschickt worden. Für Abyssinien hat man das Evangelium Matthäi in der Amharischen Uebersetzung gedruckt, und am äthiopischen N. Test. druckt man auch. Jetzt kommen wir nach Ostindien; da hat die Hülfsgesellschaft zu Kalkutta die malayische Bibel vollendet und viel vom N. T. im Hindostanischen abdrucken lassen. Im Bengalischen sind 4000 Evangelien und Apostelgeschichten, im Persischen 2000, im Arabischen ditto, ferner das ganze N. T. im Bengalischen mit 100, im Persischen zu 500 Ex. im Arabischen ditto war Anno 1825 fast beschllossen worden, und es hatte in selbigem Jahre die Hülfsgesellschaft zu Kalkutta ihr eilftes Geburtsjahr und hatte in dieser Jugend schon 12,000 Exemplare in mehr als 20 asiatischen und 8 abendländischen Sprachen, facit in 28 Sprachen vertheilt. Auch hatte die große englische Gesellschaft in London beschllossen, 5000 N. Test. im Persischen, 2000 Psalmbücher, 1000 Exemplare vom ersten Buch Moses, und 5000 N. T. im Arabischen abdrucken zu lassen. Ist das nicht freygebig und christlich? Ja, und dabey fahren die Missionäre, will sagen abgesandte Verbreiter der christlichen Religion, in Serampore fort, zu übersetzen und zu deuten, denn in 26 Sprachen von Ostindien ist vieles übersetzt, und in 13 Sprachen ist die Uebersetzung gedruckt, nemlich ganz gedruckt, in 8 über halb, in 2 bis zum Johannes, und in einer nur der Matthäus. Im Jahr 1822 haben sie einmal 2000 und nachher 3000 Pfund Sterling zur Uebersetzung erhalten. Das talmudische A. Testament und N.

Testament war in Madras gedruckt und zwar 2500 Exemplare, so geht auch mit der Uebersetzung in die Kanarensprache und in die Malapalimsprache. Die Bibelgesellschaft zu Bombay ist mit dem Abdruck des N. T. in der Guzurratesprache fertig und hat schon 2086 Bibeln und 4410 N. T. ausgegeben. Zu Colombo, welches auf der Insel Ceylon liegt, hat man das erste Buch Moses in das Eingalesische übersetzt und die Eingalesen haben eine solche Freude daran gehabt, daß die Bibelgesellschaft in Colombo gleich wieder hat 1000 Exemplare abdrucken müssen. Was will der Leser sagen? Hat man nicht für China, wo man den Christen nicht gut ist, N. T. gedruckt? So auf Neusüdwallis hat man eine Bibelgesellschaft, welche bereits 3773 Bibeln und N. T. in Umlauf gesetzt hat. In Stahelle hat man den Matthäus, Lukas und Johannes ins Tahetische übersetzt, so die Apostelgeschichte, und den Brief an die Römer und Epheser und einige Bücher vom N. T. Item: was Afrika noch einmal angeht, so hat man von Sierra Leone und vom Vorgebürg der guten Hoffnung aus Bibeln in West- und Südafrika verbreitet. Nun wollen wir auch reden von Amerika; denn da hat z. E. in Südamerika Buenos Ayres eine kleine Hilfsgesellschaft sich gebildet; in Ferambuc sind nach und nach 1000 Bibeln und 1500 N. T. in portugiesischer Sprache eingeführt worden; 500 Bibeln und eben so viel N. T. wurden in spanischer Sprache in zwey Tagen in Lima verkauft. Dort nämlich, wenn sie's auch nicht selber drucken, so schickt es ihnen die nordamerikanische Bibelgesellschaft, und diese Bibelgesell-

schaft hat allein in ihren ersten 5 Jahren 140,348 Bibeln und N. T. verbreitet, in ihrem sechsten Jahre allein 54,416 und in den ersten 9 Monaten des siebensten Jahres 38,000. In Westindien und Kanada wirken die Bibelgesellschaften im Segen, selbst auf Hudsonsbay in York, so wie auf Labrador unter den Esquimos, welche ihre Kinder in den Stiefeln tragen und Fischthran trinken, wie wir Schnaps, haben die Missionäre eine Bibelgesellschaft gegründet. Nach Gebirgland sind 500 neue gebirgische N. T. geschickt worden. In den britischen Ländern sind die kleinen Hilfsgesellschaften auf 838 gestiegen, und gegen 2000 Bibelvereine, wovon 500 aus lauter Weibern bestehen. Die Einnahme der britischen Gesellschaft betrug im J. 1823 139,037 Pfund Sterling, und der Sterling ist ungefähr 12 fl. Also kann der Leser ein Rechenerempel aufgeben, dem kleinen Sohne meinerwegen. Fromme Menschen haben 2350 Pfund vermacht und die sonstigen freiwilligen Beiträge waren im nämlichen Jahre um 9000 Pfund gestiegen. So hat sie nun im Jahre 1823 an Bibeln verbreitet 123,127 Exemplare, und an N. T. 136,723, seit ihrer Gründung aber 3,875,474 Abdrücke der heiligen Schriften.

So fördert Gott, der Herr, sein Wort, was auch böse Menschen sagen mögen; ohne Bibel kein Christenthum. Hat man nicht jetzt solche Gesellschaften von Rußland aus in Europa in Afrika, in Asien, in Amerika und im fünften Welttheile?

Nachtrag zur Genealogie des Großherzoglichen Hauses:

Zeile 22 2te Spalte von unten ist statt

Tochter: Alexandrine u. s. w. zu lesen:

Kinder: a) Alexandrine Louise Amalie Friedricke Elisabeth Sophie, geb. den 6. December 1820.

b) Ludwig, geb. 15. August 1824.